

## FORUM

### *Querelle du féminisme* im 20. Jahrhundert:

Gab es „Feminismus“ in Spätmittelalter und Früher Neuzeit?

Eine historiographische Montage

GISELA BOCK

Fast gleichzeitig wurden in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts die Begriffe *Querelle des Femmes* (bald auch *Querelle des Sexes*) und „Feminismus“ in die Sprache der Literatur- und Geschichtswissenschaft zur Frühen Neuzeit eingeführt, in erster Linie im Französischen und Englischen; später war, wenn auch nur vereinzelt und bezüglich der Geschlechterdebatten des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, von *Querelle du Féminisme* die Rede.<sup>1</sup> Auch in einem anderen Sinn läßt sich von einer *Querelle du Féminisme* sprechen, nämlich für eine Debatte, die nur wenig jünger ist als die neuere Frauenbewegung: Hier geht es um die Verwendung, die Legitimität und den Nutzen des Begriffs „Feminismus“ für Zeiten, die ihn nicht kannten, und somit als Anachronismus. Die Argumente in dieser Debatte sind vielfältig; Historikerinnen und Historiker, Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler, die über das Spätmittelalter und die Frühe Neuzeit forschen, haben sich in dieser Frage unterschiedlich entschieden. Einige der Argumente und Entscheidungen werden hier vorgestellt. Während im Aufsatzteil des Bandes die Literaturwissenschaft stärker vertreten ist als andere Fächer, ist das Verhältnis in diesem Forum ein anderes: Es enthält Beiträge von vier Historikerinnen, vier Literaturwissenschaftlerinnen und einer Erziehungswissenschaftlerin, unter ihnen Autorinnen aus Italien, Großbritannien, den Niederlanden und den Vereinigten Staaten.

Das angesprochene Problem ist für diesen Band deshalb von Bedeutung, weil eine beträchtliche Zahl von neueren wie älteren Publikationen solche Texte, die der *Querelle des Sexes* zugerechnet werden (oder werden können), unter den Titel „Feminismus“ stellt; die *Querelle* wird oft geradezu als Frühstadium des Feminismus verstanden. Das ist vor allem deshalb problematisch, weil bezüglich des Textkorpus die beiden Bezeichnungen keineswegs deckungsgleich sind, denn die *Querelle des Sexes* ist zugleich umfassender und enger als die Texte (oder Bilder), die zuweilen als „feministisch“ bezeichnet werden: Umfassender, weil die *Querelle* – gerade in ihrer Form als Streit – prinzipiell nicht nur die frauenfreundlichen, sondern auch die frauenfeindlichen Texte einschließt; enger, weil sie nicht sämtliche Arten von frauenfreundlichen beziehungsweise „feministischen“ Äußerungen einschließt. Damit hängt auch zusammen, daß unter dem Titel „Feminismus“ den Stimmen von Frauen meist ein größeres Gewicht beigemessen wird als denen von Männern<sup>2</sup>, während unter dem *Querelle*-Titel oft das Umgekehrte der Fall ist oder doch sein sollte, entsprechend der Überzahl der männlichen – miso-

gynen wie philogynen – Stimmen.<sup>3</sup> Eine gewisse Ratlosigkeit herrscht zuweilen, wenn in Frauenlob- oder gar Frauen-Schriften Passagen vorkommen, die „heute in unseren Ohren eher frauenfeindlich“ oder „antifeministisch“ klingen (der umgekehrte Fall, nämlich „Feministisches“ in Frauenschelte-Schriften, ist bisher kaum herausgearbeitet worden), und für dieses Urteil wird dann „die heutige Sicht“ ins Spiel gebracht; bei weiblichen, nicht aber bei männlichen Autoren werden „antifeministische“ Einsprengel zuweilen mit „Taktik“ erklärt.<sup>4</sup> Ähnliches gilt für den heutigen Umgang mit der klassischen Superioritäts-/Inferioritäts-Thematik der *Querelle*; oft wird sie nicht im Kontext ihrer Zeit gelesen, sondern muß sich an der heute als einzig feministisch oder doch als „feministischer“ geltenden „Gleichheits“-Thematik messen lassen.<sup>5</sup>

Ein Blick auf die Literatur zeigt, daß in unserem Kontext „Feminismus“ plakativ und demonstrativ verwandt werden kann, zögernd und bloß gelegentlich oder schließlich auch gar nicht. Unter den Autoren dieses Bands hat sich nur Moira Ferguson explizit und durchgängig für den Begriff entschieden; er erhält den Stellenwert einer analytischen Kategorie, mittels derer Vorläuferinnen des späteren Feminismus identifiziert werden. Andere haben sich für eine zurückhaltende Verwendung entschieden, so etwa Julia Pieper. Bei Sara Matthews Grieco deuten die Anführungszeichen um „Feminismus“ ihre Distanz zu einer anachronistischen Verwendung des Begriffs an.<sup>6</sup> Margarete Zimmermann plädiert dafür, bei aller Vorsicht gegenüber Anachronismen „Feminismus“ doch als „ein Phänomen *de longue durée*“ zu sehen und dabei vom Spätmittelalter auszugehen.<sup>7</sup> Die anderen Beiträge umgehen den Begriff. Die im Rezensionsteil dieses Bandes besprochenen Werke zur Frühen Neuzeit unterscheiden sich beträchtlich in dieser Frage: „Feminismus“ beziehungsweise „feministisches Bewußtsein“ ist das analytische Leitmotiv von Gerda Leners Darstellung unorthodoxen Denkens von Frauen über Frauen seit dem Mittelalter, während in Natalie Zemon Davis' Studie des unkonventionellen Lebens und Denkens dreier Frauen der Begriff nicht vorkommt und Olwen Huftons Gesamtdarstellung der frühneuzeitlichen Frauengeschichte problemlos ohne ihn auskommt. Insgesamt jedoch ist die retrospektive Verwendung des Begriffs im Englischen und vor allem im Amerikanischen häufiger als im Deutschen und beispielsweise im Italienischen, wohl etwas häufiger in der Literatur- als in der Geschichtswissenschaft, aber – wie in der Einleitung zu sehen war – keineswegs häufiger bei weiblichen als bei männlichen Wissenschaftlern.

Die Debatte um „Feminismus“ vor dem 20. Jahrhundert kam in der englischsprachigen Forschung auf und verbreitete sich rasch. Um den Preis gewisser Vereinfachungen läßt sie sich in mehreren Schritten nachzeichnen. In den 1970er Jahren, zur Zeit eines ersten Höhepunkts der neueren Frauenbewegung und der Anfänge der Frauenforschung, wurde „Feminismus“ oft ganz unproblematisch in die Vergangenheit projiziert, mochte es sich um das Spätmittelalter oder die Französische Revolution handeln. Die frühen historischen Definitionsversuche zielten selten auf die Vormoderne, sondern auf die klassischen Frauenbewegungen im 19. und frühen 20. Jahrhundert, und sie orientierten sich an aktuellen Auseinandersetzungen um den „wahren“ Feminismus.<sup>8</sup> Das aufkommende Ungenügen an solchen Definitionen war einerseits aktuell-politisch motiviert, andererseits gespeist aus der Erkenntnis – für manche war es eine Enttäu-

schung –, daß gerade die klassischen Frauenbewegungen in vielerlei Hinsicht nicht dem heute vorherrschenden Feminismus entsprachen.<sup>9</sup> Dieses Ungenügen war es, das seit den 1980er Jahren zu einer begriffsgeschichtlichen Klärung führte – der Terminus „Feminismus“ kam Ende des 19. Jahrhunderts auf und verbreitete sich im 20. Jahrhundert – und zur Debatte um den historischen Anachronismus, die Legitimität und den Nutzen von „Feminismus“ als historischer Kategorie.<sup>10</sup> Der erste publizierte Beitrag zum „Problem des Feminismus“ in der Vormoderne – im folgenden wird ein Auszug wiedergegeben –, stammt von Beatrice Gottlieb (1985). Das Problem sah sie darin, daß die Suche nach „Feminismus“ in der Vergangenheit anachronistisch sei, ihren Gegenstand aus dem historischen Kontext löse und von dem Bedürfnis nach aktueller Selbstvergewisserung geprägt sei; die Verwendung des Begriffs sei zwar in mancherlei Hinsicht plausibel, doch analytisch sinnvoll sei er erst für das 19. Jahrhundert. Zu dessen Beginn sieht Gottlieb also eine ähnlich tiefgreifende historische Zäsur wie Geneviève Fraisse.<sup>11</sup>

In der Folge pflegten Autoren, die „Feminismus“ für das Spätmittelalter und die Frühe Neuzeit benutzten, seine Legitimität jenseits des Anachronismus-Problems genauer zu begründen. Dabei gibt es eher pragmatische Argumente – etwa daß wir für das Gemeinte eben einen Begriff bräuchten und es keinen anderen oder gar besseren als „Feminismus“ gebe – und umfassendere Argumente. Zu den letzteren gehört Gerda Lerner Annahme, daß es zwar objektiv eine lange Tradition von „feministischem Bewußtsein“ gebe, das Problem aber genau darin liege, daß diese von Frauen subjektiv nicht als solche erfahren wurde – also nicht zu einer wahrhaften Tradition geworden sei –, weil die einschlägigen Frauen-Texte nicht überliefert worden und somit auch nicht wirkungsmächtig geworden seien: Frauen hätten „das Rad immer wieder neu erfinden“ müssen. Um so wichtiger sei es – gerade auch im Rückblick, unter bewußter Inkaufnahme eines Anachronismus –, jene Tradition zu rekonstituieren. Die Entscheidung, den Begriff für ältere Zeiten zu verwenden, führt zu dem Problem, ihn zu definieren. Denn eine Definition ist erforderlich, um die Auswahl der Phänomene oder Personen reflektiert zu begründen, die unter jenem Titel behandelt werden, und erst recht dann, wenn – was oft der Fall ist – über die Einstufung einer Autorin beziehungsweise eines Autors als („nicht-, anti-)feministisch“ Uneinigkeit besteht. Sie ist aber auch deshalb nötig, weil sich der Sachverhalt beim Begriff „Feminismus“ deutlich unterscheidet von dem bei Begriffen wie „Freiheit“, „Gleichheit“ oder „Emanzipation“: Diese existieren seit der Antike, und genau deshalb konnte die Begriffsgeschichte ihren oft dramatischen Bedeutungswandel demonstrieren; im Sinn von *Begriffsgeschichte* läßt sich ein Begriff nur dann historisieren, wenn er in der jeweiligen Zeit existierte.<sup>12</sup> Hingegen macht die Rückprojektion eines Neologismus in ältere Zeiten eine überzeitliche Bestimmung des jeweiligen Phänomens – im Sinn von *Realgeschichte* – erforderlich. Somit entstand eine sowohl wissenschaftlich als auch politisch interessante Fülle von „Feminismus“-Definitionen, die heutzutage notwendig komplex sind; einige sind im folgenden aufgenommen. Manche haben unmittelbar aktuell-politische Ambitionen,<sup>13</sup> andere nicht oder nur implizit. Die Komplexität und Pluralität der Definitionen indiziert unter anderem, daß – was kaum verwundert – eine Einigung bisher nicht erzielt worden ist.

Nicht immer unterscheiden sich die „Feminismus“-Befürworterinnen von denen, die auf den Begriff verzichten, grundsätzlich in ihrer Verfahrensweise. Wie zu sehen sein wird, kommt Pamela Benson ohne ihn aus und konstruiert zwei „Modelle“ von weiblicher Tugend in den Frauenlob-Schriften der italienischen und englischen Renaissance: die „independent woman“, die „Gleichheit“ mit Männern in „männlichen“ Bereichen beansprucht, und die „interdependent woman“, die volle Geltung in ihrem eigenen „weiblichen“ Bereich beansprucht. Benson kommt zu dem Ergebnis, daß die beiden „Modelle“ in den Texten zwar nicht säuberlich zu trennen seien, daß aber gleichwohl das zweite vorherrsche. Beide Begriffe entstammen nicht den Quellen selbst, und es ist nicht zu verkennen, daß sie und ihre Gegenüberstellung auch von heutigen Debatten um „Feminismus“ geprägt sind, insbesondere um „Gleichheits“- und „Differenz“-Feminismus. Constance Jordan, für die, anders als für Benson, die Kategorie „Feminismus“ zentral ist, geht ähnlich vor: Sie bezieht sich auf Karen Offens „fundamentale“ Unterscheidung zwischen „individualistischem“ und „relationalem Feminismus“, findet beide Modelle in der Renaissance wieder, sieht aber, umgekehrt wie Benson, den „individualistischen“ Modus als vorherrschend an. Die Entscheidung für oder gegen den Feminismus-Begriff führt also weder notwendig zu denselben Resultaten noch ist sie per se ein Indikator für den politischen Standort der jeweiligen Autorin in bezug auf den aktuellen Feminismus. Außerdem ist jene Entscheidung nicht selten im Verlauf weiterer Forschungen revidiert worden, in der einen wie in der anderen Richtung.

Leichter und schwerer zugleich haben es Autorinnen, die für Zeiten, in denen es den Begriff „Feminismus“ nicht gab, ohne ihn auskommen: leichter insofern, als sie ihn nicht begründen oder gar definieren müssen; schwerer besonders dann, wenn sie ihre Quellen nicht – diachron – in eine jahrhundertelange Fortdauer von „Feminismus“ einordnen, sondern – synchron – in den komplexen sozialen, kulturellen, politischen und sprachlichen Kontext der jeweiligen Zeit („Historisierung“). Dieses kontextuelle Verfahren entspricht unter anderem dem der neueren *intellectual history*, die sich gerade hierin von der älteren Ideengeschichte mit ihren mehr oder weniger (uni-)linearen Vorläufer- und Entwicklungsmodellen unterscheidet; es hält die Frage nach Vorläufern für unhistorisch, die Kategorie „Vorläufer“ für zweifelhaft und neigt zu der These, daß es „Vorläufer“ gar nicht gebe. Aus dieser Sicht steht das Verfahren des retrospektiven Definierens im Gegensatz zu Historisierung im Sinn historischer Kontextualisierung,<sup>14</sup> und zwar im wesentlichen aus zwei Gründen. Der eine betrifft die Prozedur des überzeitlichen Definierens selbst, das – wegen unseres Wissens um die Notwendigkeit historischer Kontextualisierung, unseres Bedürfnisses nach historischer „Sättigung“ von Definitionen und unseres Bewußtseins von historischem Wandel – immer komplexere Produkte hervorbringt; sollen aber Frauen (und Männer) früherer Zeiten sämtlichen Kriterien einer solchen Definition genügen, um als „feministisch“ zu gelten, oder genügt die Erfüllung eines Teils der Definition? Zweitens stoßen definitorische Festlegungen mit ihrer Dynamik von Ein- und Ausschluß immer an Grenzen der Kontextualisierung. So können als „feministisch“ erscheinende Positionen älterer Zeiten mit „nicht-feministischen“ gekoppelt sein, oder sie können etwa durch Religiosität motiviert sein,

also gerade nicht durch „Feminismus“ im Sinn derjenigen Zeit, die den Begriff hervorbrachte. Was hilft uns der Feminismus-Begriff, beispielsweise, für das Verständnis der dramatischen Gegensätze zwischen Pariser Marktfrauen oder Fischweibern, die manche für Vorläuferinnen der Frauenbewegung halten, intellektuellen Pariserinnen, die als Feministinnen gelten, „revolutionären Republikanerinnen“, die auf politische Gleichberechtigung drängten, und höchst autonom agierenden „konterrevolutionären“ Frauen der Provinz, die sich auf die Seite der Priester schlugen – zumal da ihre Gegensätze nicht nur theoretische waren, sondern handgreifliche und oft lebensgefährliche Konflikte? Der Kontext jedenfalls, der das zu erklären vermag, ist nicht der einer Traditionslinie von „Feminismus“.<sup>15</sup> Das Ziel historischer Kontextualisierung ist nicht die Klassifizierung von Positionen (als mehr oder weniger „feministisch“, „nichtfeministisch“ oder „antifeministisch“) oder die Konstruktion von Traditionen, sondern die Rekonstruktion des fortdauernden Aushandelns von Geschlechterbildern und -beziehungen, die man in der Vergangenheit nicht nur immer wieder festzulegen suchte, sondern die auch immer im Fluß waren. Deshalb könnte „Feminismus“ auch keine Aufnahme in das über Jahrhunderte ausgreifende Grundlagenwerk *Geschichtliche Grundbegriffe* finden, wohl aber könnten es die Termini „Geschlecht“, „Frau“ und „Mann“.<sup>16</sup> Da überdies der Verzicht auf den Begriff „Feminismus“ keineswegs einen Verzicht auf analytische Kategorien bedeutet, gehört zu diesem Ansatz auch, daß die aussagekräftigen Kategorien aus dem historischen Kontext gewonnen werden. In Adriana Chemellos Beitrag etwa sind es „Freiheit“ und „Gerechtigkeit“, die dem spezifisch venezianischen Umfeld entstammen, und Renate Baader sprach mit Bezug auf die *Dames de Lettres* des 17. Jahrhunderts von „weiblicher Aufklärung“.<sup>17</sup>

Vielfach wird „Feminismus“ verstanden als „Ideologie“ beziehungsweise als politisches Denken, im Unterschied zu „Frauenbewegung“ als politischem Handeln und Organisieren, zumal einer „Bewegung“. Die Unterscheidung ist allerdings umstritten: Manche Historikerinnen legen großen Wert auf ein Verständnis von „Feminismus“, das die „Theorie“ ebenso wie die „Praxis“ einschließe, andere insistieren auf deren Unterscheidung.<sup>18</sup> Auf den ersten Blick scheint die definitorische Trennung zwischen den beiden Phänomenen es leichter zu machen, „Feminismus“ – als politisches Denken – auch in der Vormoderne zu sehen, als es keine Frauenbewegung gab. Entgegen den Versuchen, solchen vormodernen Feminismus, gerade auch in der *Querelle des Femmes*, als traditionsstiftenden Vorgänger des modernen Feminismus zu sehen, wurde der konkurrierende Versuch gemacht, der *Querelle* diese Bedeutung abzusprechen und die Ehre der Vorläuferfunktion anderen zuzusprechen: „Sozialreligiöse und soziale Bewegungen, Unterschichtenprotest und Hungerrevolten“, an denen (auch) Frauen beteiligt waren, werden verstanden als mittelalterlich-frühneuzeitliche „Frauenbewegung“.<sup>19</sup> Auch hier wird, nicht anders als oft im Postulat vom „Feminismus“ der *Querelle*, ein Bedürfnis nach Identifikation und Sinnstiftung aufgegriffen, um retrospektiv Traditionen zu konstruieren. (Der Begriff „Frauenbewegung“ ist zwar älter als „Feminismus“, stammt aber ebenfalls aus dem 19. Jahrhundert.) Nicht zuletzt die Forschungen zur Frauenbewegung – der klassischen wie der neueren – zeigen jedoch, daß ihre Definition nicht weniger komplex ist als die von „Feminismus“ und daß ein Anachronismus, der historischen

Wandel unterschlägt oder minimalisiert, um Kontinuität in Form von Vorläufern zu finden – diesmal der „Frauenbewegung“ –, nicht geringere Probleme aufwirft als „Feminismus“.

Neuerdings wird versucht, die zwei Ansätze, die sich mit der Entscheidung für oder gegen den Begriff „Feminismus“ verbinden, bewußt zusammenzuführen und zugleich den methodischen Problemen einer solchen Zusammenführung unter einer überzeitlichen Feminismus-Terminologie gerecht zu werden: so auf einer Tagung zum Thema „Sechs feministische Bewegungen. Sprachen des Feminismus in der Neuzeit“ (*Six Feminist Waves. Languages of Feminism in Modern History*). Unterschieden wird hier zwischen einem „evolutionären“ Ansatz, der eine mehr oder weniger lineare feministische Tradition zu rekonstruieren sucht, und einem „kontextuellen“, der das singuläre historische Umfeld in den Vordergrund rückt. Die *Querelle des Femmes* konstituiert dabei die erste Etappe, und sie wird – überraschend fest – auf die Zeit von 1400 bis 1600 datiert;<sup>20</sup> es folgen „rationalistischer Feminismus“ (17. Jahrhundert), „Aufklärungsfeminismus“ (1750-1800), „utopischer Feminismus“ (1820-1848), „liberaler Feminismus“ (1860-1920), „heutiger Feminismus“. Der Terminus „wave“ wird hier sichtlich von seinem Ursprung in den 1960er Jahren, als Bezeichnung für die Frauenbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts („first“ und „second wave“, „ältere“ und „neuere Frauenbewegung“), abgelöst und als Metapher verwendet; ob sich dieser Sprachgebrauch durchzusetzen vermag, bleibt abzuwarten. Wegen der Bedeutung des Projekts für unseren Zusammenhang wird ein Passus des Tagungsprogramms hier aufgenommen. Zusammen gesehen mit der Frage der historischen Zäsurierung der *Querelle des Femmes*, wie sie in der Einleitung zu diesem Band dargestellt wurde, mögen die unterschiedlichen Stellungnahmen – *Querelle des Femmes* als zwei-, drei-, vierhundertjähriges oder gar überzeitliches Phänomen; „Feminismus“ für unser Jahrhundert, auch für das neunzehnte oder für sechs Jahrhunderte – nahelegen, daß für eine Verwendung von *Querelle des Femmes* für das 19. und 20., vielleicht gar für das 21. Jahrhundert nicht weniger Gründe sprechen als für die Rückprojizierung des Feminismus-Begriffs in ältere Zeiten. Die Entscheidung ist nicht zuletzt eine Frage von Sprachpolitik.

Beatrice Gottlieb: *Das Feminismus-Problem im 15. Jahrhundert* (1985)<sup>21</sup>

In Christine [de Pizans Schriften] kann ich etwas erkennen, was man heutzutage feministisches Bewußtsein nennen würde. [...] Zu sehen, daß Frauen als Gruppe gemeinsame Probleme haben, die sich nicht nur von den Problemen der Männer unterscheiden, sondern irgendwie auch durch die Defizite der Männer verursacht sind, und von sich zu weisen, Beleidigungen und Verachtung duldsam zu ertragen – das ist eine plausible Art von Feminismus. [...] Wenn Feminismus bedeutet, über Frauen nachzudenken und zu meinen, daß sie es besser haben sollten, dann war Christine eine Feministin, war Margarete [von Navarra] eine Feministin, und ich zweifle nicht, daß viele Frauen, deren Gedanken wir nie kennen werden, Feministinnen waren. Feministen waren auch die Männer, die in der *Querelle des Femmes* das Lob der Frauen sangen,

jedenfalls gemessen an dem, was sie schrieben. Wenn aber Feminismus bedeutet, an die gleichen Fähigkeiten von Männern und Frauen zu glauben, umfassenden Wandel anzustreben, gleiche Bildungs- und Karrierechancen für Frauen zu fordern, sich als Frauen zusammenzuschließen mit dem Ziel, ihre Wünsche durchzusetzen; wenn Feminismus bedeutet, irgendeine Art von Programm zu haben – dann gab es ihn offensichtlich nicht vor dem 19. Jahrhundert. Das bedarf keines Beweises. Die Fragen, die dadurch aufgeworfen werden, daß wir nach Spuren von feministischem Bewußtsein in früheren Zeiten suchen, führen uns nicht zu Ähnlichkeiten, sondern zu Unterschieden. [...] Wir sollten eher darüber nachdenken, warum es eine so lange Zeit brauchte, bis sich eine feministische Bewegung entwickelte. [...]

Kenntnis über Frauen in der Vergangenheit wünschen alle Historiker – wenn sie denn überhaupt von der Neugierde auf die unendliche Variabilität und Erfindungskraft der Menschheit bewegt sind. Aber sie stückweise kennenzulernen, ist nicht genug. Historiker können die Vergangenheit nicht verstehen, wenn sie von ihr nur diejenigen Bruchstücke aufnehmen, die ihren gegenwärtigen Anliegen entsprechen, ungeachtet des Umstands, daß die Befragung der Vergangenheit immer auch mit solchen Anliegen beginnen mag. Wenn Historikern ein Thema sehr am Herzen liegt, fällt es ihnen immer schwer, Anachronismus zu vermeiden; doch sie haben auch die weitergehende Verpflichtung, gegenüber den Menschen der Vergangenheit fair zu sein und in ihren Horizont das aufzunehmen, was heute vielleicht nicht mehr als wichtig gilt, aber einst als sehr wichtig galt. Historikerinnen können sehr wohl eine besondere Verpflichtung gegenüber den Frauen der Vergangenheit empfinden, aber das ist nur ein Grund mehr dafür, fair zu sein und Anachronismus zu vermeiden. Gleichzeitig sollten wir auch fair zu uns selbst sein. Für das, was wir als Frauen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu tun haben, brauchen wir nicht Frauen des 15. Jahrhunderts, ob als embryonische Feministinnen oder als irgendetwas anderes. Wir sollten unser Verdienst darin sehen, unsere eigenen Probleme zu erkennen, die nicht dieselben sind wie die der Frauen des 15. Jahrhunderts, teilweise deshalb, weil die Welt sich gewandelt hat, teilweise weil sich die Wahrnehmung gewandelt hat. Wir haben es heute mit anderen Bedingungen und anderen Optionen zu tun. Wenn wir die Frauen des 15. Jahrhunderts brauchen, so ist es nicht zur Anleitung und Inspiration, sondern ganz einfach, weil ohne sie die Geschichte eine armselige Angelegenheit ist.

Gerda Lerner: *Die Entstehung des feministischen Bewußtseins* (1993)<sup>22</sup>

Es sind die Bedingungen der patriarchalen Hegemonie im Denken, in den Wertvorstellungen, in den Institutionen und bei der Verfügung über materielle Ressourcen, unter denen Frauen sich bemühen mußten, ein eigenes feministisches Bewußtsein zu entwickeln. Ich definiere feministisches Bewußtsein als die Einsicht von Frauen, daß sie einer untergeordneten Gruppe angehören; daß sie als Gruppe unter Mißständen leiden; daß ihr untergeordneter Status nicht naturbedingt, sondern gesellschaftlich produziert ist; daß sie sich mit anderen Frauen zusammentun müssen, um die Mißstände abschaffen zu können; und schließlich, daß sie eine Gegenvision von einer gesellschaftlichen Ord-

nung erarbeiten können und müssen, in der Frauen wie Männern Autonomie und Selbstbestimmung zustehen. (\*) Historiker haben die Entwicklung des feministischen Bewußtseins gewöhnlich auf das 19. Jahrhundert datiert, als es sich in der Entwicklung einer politischen Frauenrechtsbewegung manifestierte und mit dieser zusammenfiel. Doch haben viele, die sich mit Frauengeschichte befassen, damit begonnen, eine weit- aus frühere Entwicklung feministischen Denkens zu rekonstruieren. Manche sehen es in den Werken von englischen Schriftstellerinnen des 17. Jahrhunderts, zum Beispiel Mary Astell, Bathsua Makin, Aphra Behn; andere sehen seinen Ursprung bei der französischen Autorin Christine de Pizan im 15. Jahrhundert. Mit meiner Definition von „feministischem Bewußtsein“ kann ich jedoch auch die frühesten Stadien des Widerstands von Frauen gegen patriarchale Ideen einbeziehen und zeigen, daß sich diese Art feministischen oppositionellen Denkens zu einer weit früheren Zeit entwickelt hat. [...]

Es war schwierig zu entscheiden, welche der vielen Frauen, deren Leben und Werk ich studiert hatte, in diesem Buch vorgestellt werden sollten. Da mein Thema die Entstehung des *feministischen* Bewußtseins ist, schloß ich alle die Frauen aus, deren Werk sich nicht auf die Frauenemanzipation bezog. Andererseits habe ich viele Frauen eingeschlossen, die sich selbst zu Lebzeiten nicht als Feministinnen bezeichnet hätten – einmal ganz abgesehen davon, daß dieser Begriff erst im späten 19. Jahrhundert geprägt worden ist. Solche Frauen hätten verneint, daß sie sich mit Problemen von Frauen als solchen befaßten, und manche von ihnen waren explizite Gegnerinnen von Frauenrechtsbewegungen. Einige von ihnen habe ich einbezogen, etwa einige Mystikerinnen oder Verfechterinnen von Frauenbildung, weil ihr Werk und ihr Denken unmittelbar zur Entwicklung des feministischen Bewußtseins beigetragen haben, ob sie das beabsichtigt haben oder nicht.

(\*) Das Konzept „feministisches Bewußtsein“ ist abgeleitet von – und eine Parallele zu – dem Konzept „Klassenbewußtsein“ als ein Mittel zur Definition der Einsicht einer Gruppe in ihre Unterdrückung und in die Notwendigkeit des Kampfs gegen diese Unterdrückung. Als Ableitung von einem marxistischen Konzept liegt ihm ein Modell von „Unterdrückung“ zugrunde, das in bezug auf Frauen die komplexe Weise, in der sie in der Gesellschaft funktionieren und in sie einbezogen sind, nicht adäquat beschreibt. Die Verwendung dieses Begriffs verschleiert die Art, in der Frauen zugleich „Unterdrückte“ sind und ihrerseits unter Umständen andere Gruppen unterdrücken. Eine weitere Schwäche des Begriffs liegt darin, daß er nicht adäquat die positive Definition weiblicher Wertvorstellungen wiedergibt, die bei vielen Frauen die Erkenntnis prägten, einer Gruppe mit eigenen Eigenschaften und Interessen anzugehören. Was wir im allgemeinen „Frauenkultur“ nennen, war Teil des feministischen Bewußtseins zumindest einiger Frauen. Ich hoffe, die Komplexität und den Reichtum von feministischem Bewußtsein in seiner historischen Entwicklung und die spezifische Bedeutung des Begriffs in spezifischen Fällen zeigen zu können. Es gibt derzeit einfach kein passenderes Wort für diesen Begriffsinhalt.



Das Wort „Feminismus“ [...] existierte vor dem 20. Jahrhundert kaum [, war] seit seiner Einführung umstritten [und wird], zusammen mit seinen Ableitungen, erst seit kurzem in Frankreich benutzt [...]. Gängig wurde es erst in den 1890er Jahren in Frankreich, und zwar hauptsächlich als Synonym für Frauenemanzipation. Die erste „Feministin“ in Frankreich, die sich selbst so bezeichnete, war die Verfechterin des Frauenwahlrechts Hubertine Auclert, die spätestens seit 1882 den Begriff in ihrer Zeitschrift *La Citoyenne* benutzte, um sich und ihre Mitstreiterinnen zu charakterisieren. Der Begriff verbreitete sich in der Folge von französischen Presseberichten über den ersten sich selbst so nennenden „feministischen“ Kongreß in Paris, der im Mai 1892 von Eugénie Potonie-Pierre und anderen Mitgliedern der Frauengruppe *Solidarité* organisiert wurde. Hier wurden kurz danach *féminisme* und *masculinisme* nebeneinandergesetzt. Um 1894/95 hatte der Begriff Großbritannien erreicht, und kurz vor der Jahrhundertwende taucht er in belgischen, französischen, spanischen, italienischen, deutschen, griechischen und russischen Dokumenten auf. Auf dem internationalen Frauenkongreß im September 1896 in Berlin lobte Potonie-Pierre [...] die Presse für die Verbreitung des Worts „Feminismus“, nachdem sie und ihre Freundinnen den Begriff geprägt und in Umlauf gebracht hatten. In den späten 1890er Jahren hatten die Begriffe „Feminismus“ und „feministisch“ Argentinien und die Vereinigten Staaten erreicht, auch wenn sie offenbar in den Vereinigten Staaten vor 1910 nicht allgemein verbreitet waren. Damals wie heute wurden sie (wie auch andere „-ismen“ des 19. Jahrhunderts – Konservatismus, Liberalismus, Sozialismus) nicht nur von Befürwortern und Gegnern der Frauenemanzipation benutzt, sondern auch von Beobachtern ihrer Kämpfe. Damals wie heute benutzen viele die Begriffe in polemischer Absicht – eher als Etikett denn zum Zweck der Analyse. Damals wie heute wurden sie keineswegs von allen in gleicher Weise verwendet.[...] Seit 1900 haben in Frankreich Historiker und Literaturwissenschaftler sowie Publizisten die Worte „Feminismus“ und „feministisch“ aufgegriffen und [...] anachronistisch für Antike, Mittelalter, Renaissance und insbesondere für die Zeit seit dem 17. Jahrhundert benutzt. Englischsprachige Wissenschaftler zeigten, daß derart nachlässige Gewohnheiten ansteckend sein können. [...] Ein solches Vorgehen ist problematisch. Es ist nicht nur anachronistisch, sondern auch konzeptionell anarchisch [...]. Man spricht locker von „Vorläufer(inne)n“ des Feminismus oder von „Proto-Feminist(inn)en“, heutzutage auch von „feministischem Antifeminismus“, „antifeministischem Feminismus“ und „Postfeminismus“. Wie soll man entscheiden, was Prä- oder was ProtOfeminismus ist, ganz zu schweigen von Anti- oder Postfeminismus, ohne zuerst zu sagen, was man unter „feministisch“ versteht?

In einer solchen Situation müssen Wissenschaftler/innen ihre eigenen Definitionen von Feminismus entwickeln. [...] Es ist natürlich höchst zweifelhaft, daß die grundsätzlichen Ansichten von Autorinnen des 16. Jahrhunderts über Frauen, ihr Wesen, ihre Beziehung zu Männern, zur Familie, zu Struktur und Sinn der gesellschaftlichen Ordnung auch nur annähernd akzeptabel für heutige Kritikerinnen der Frauensituation wären. Der „Feminismus“ des 16. Jahrhunderts ist weit entfernt von unserem eigenen,

und die Forderungen von Frauen und Männern jenes Jahrhunderts nach Veränderung der Stellung der Frau erfordern eine Interpretation im jeweiligen kulturellen Kontext, in dem sie formuliert wurden. Dennoch durchzieht ein gemeinsamer roter Faden die Argumente: Mit ihren Nachfolgerinnen haben die frühen Autorinnen gemeinsam, daß sie die benachteiligte Stellung von Frauen im Vergleich zu derjenigen von Männern innerhalb eines bestimmten kulturellen Kontextes kritisieren und die Lage von Frauen verbessern wollen. Doch selbst diese rudimentäre Feminismusdefinition kann einem analytischen Zweck nicht genügen [...].

Ich untersuche zwei unterschiedliche historische Argumentationsweisen bzw. Diskurse, die Frauen sowie ihre männlichen Verbündeten in westlichen Gesellschaften für die Befreiung von Frauen aus männlicher Kontrolle verwendet haben [...]: „Beziehungs“- und „Individualfeminismus“ [...]. Argumente, die in der beziehungs-feministischen Tradition stehen, plädierten für eine geschlechtergeprägte, aber egalitäre Vision der gesellschaftlichen Ordnung. Sie betonten die kameradschaftliche, nicht-hierarchische Beziehung von Mann und Frau als Grundeinheit der Gesellschaft, während individualfeministische Argumente das Individuum, ungeachtet des Geschlechts, als die entscheidende Grundeinheit sahen. [...]

Feminismus ist ein Konzept, das ein Ideensystem ebenso wie eine Bewegung mit dem Ziel gesellschaftspolitischen Wandels auf der Grundlage kritischer Analysen der Privilegien von Männern und der Unterordnung von Frauen innerhalb einer bestimmten Gesellschaft einschließt. Als Ausgangspunkt der Ideologie postuliert der Feminismus die Kategorie Geschlecht, d. h. die unterschiedliche soziale Konstruktion geschlechterspezifischen Verhaltens, die auf den physischen Unterschieden der Geschlechter basiert. Damit berührt der Feminismus Fragen der persönlichen Autonomie und Freiheit – mit ständigem Bezug auf grundlegende Probleme gesellschaftlicher Organisation, in deren Zentrum in westlichen Gesellschaften die dauerhafte Debatte um die Familie und ihr Verhältnis zum Staat sowie die dieser Debatte zugrunde liegende historisch ungerechte Verteilung von politischer, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Macht zwischen den Geschlechtern steht. Der Feminismus lehnt die Unterordnung von Frauen unter Männer in der Familie wie in der Gesellschaft ab, ferner den Anspruch von Männern, bestimmen zu wollen, was für Frauen das Beste sei, ohne diese selbst zu fragen; er bedeutet also eine unmittelbare Herausforderung für patriarchalisches Denken, soziale Organisation und soziale Kontrolle. Er will männerdominierte Hierarchien zerstören, nicht aber den Dualismus der Geschlechter. Der Feminismus stellt sich notwendigerweise auf die Seite von Frauen. Daraus folgt jedoch nicht, daß er gegen Männer gerichtet sein muß. [...]

Auf der Grundlage dieser Definition von Feminismus betrachte ich alle diejenigen als Feminist(inn)en, deren Ideen oder Handlungen (soweit sie überliefert sind) drei Kriterien erfüllen: 1. Sie erkennen die Gültigkeit der Interpretationen an, die Frauen selbst von ihren Lebenserfahrungen und Bedürfnissen geben, ebenso wie die Geltung der Werte, die Frauen öffentlich als ihre eigenen beanspruchen (im Unterschied zu einem von Männern erfundenen ästhetischen Weiblichkeitsideal), wenn sie über ihre Situation im Vergleich zu Männern urteilen. 2. Sie zeigen ein Bewußtsein von Unbehagen oder

gar Empörung über die durch Männer als Gruppe gegenüber Frauen als Gruppe in einer bestimmten Gesellschaft institutionalisierte Ungerechtigkeit (oder Ungleichheit). 3. Sie treten für die Beseitigung dieser Ungerechtigkeit ein, indem sie vorherrschende Ideen und/oder die gesellschaftlichen Institutionen und Praktiken zu ändern suchen, auf denen die einschränkende Macht, die Gewalt oder die Autorität beruht, auf der männliche Vorrechte in einer bestimmten Kultur basieren. Feminist(inn)en stehen also notwendig im Widerspruch zur männlich dominierten Kultur und Gesellschaft.

Renate Kroll: „Feminismus“ im Grand Siècle<sup>24</sup>

Als „entschiedenster Feminist der Epoche“ gilt – seit Simone de Beauvoir – der Cartesianer Poullain de la Barre. Kaum jemand beachtet, daß dieser „Feminist“ nach dem ausbleibenden Erfolg seiner Schrift *De l'égalité des deux sexes* (1673) die Frauenfrage bis zur frauenfeindlichen Inegalitätskonsequenz verfolgte, der vermeintlich geschlechtsneutrale (cartesianische) *féminisme au masculin* also den eigenen maskulinen Zwängen erlag. Früher und entschiedener stritt für die feministische Sache, die *Egalité des hommes et des femmes* (1622), Marie de Gournay, eine Egalitätsverfechterin, die – antizipatorisch in der cartesianischen Position – die *condition féminine* nicht nur mit radikaler Vorurteilslosigkeit begriff, sondern auch konsequent danach handelte – wie nach ihr etwa Anna Maria van Schurman.

Marie de Gournay setzte punktuell an – wie es auch andere *femmes philosophes*, *femmes savantes* und *femmes docteurs* versuchten. Allerdings leisteten die so genannten *cartésiennes* – als bloße Anhängerinnen von Descartes – kaum einen nennenswerten philosophischen Beitrag. Kontroverser verhielten sich Intellektuelle wie die „grammarienne“ Marguerite Buffet, die Vicomtesse d'Auchy, die eine Frauen-„Académie“ gründete; Gabrielle Suchon, die mit ihrem *neutralistes*-Konzept einen allgemeingültigen Anspruch auf Bildung, Freiheit und Selbstbestimmung formulierte, oder auch Mme de Saliez, die mit dem Gedanken an eine „nouvelle Secte de Philosophes, en faveur des Dames“ die Gründung der *Société des Chevaliers et des Chevalières de la bonne foi* in Albi initiierte. Diese Einzelkämpferinnen blieben ohne große Nachwirkung.

Wie steht es nun mit den großen Namen, den Autorinnen, die in den Kanon der Literaturgeschichte eingegangen sind? Niemand käme wohl auf die Idee, eine Madame de Lafayette oder eine Madame de Sévigné eine „Feministin“ zu nennen. Zu groß war die allgemeine Angst der Oberschichten-Frauen vor Autorschaft, die Angst auch, gegen „honnêteté“, „bienséance“, gegen Rollenerwartungen und klassenspezifische Festlegungen zu verstoßen. Die gesellschaftliche Angepaßtheit dieser *femmes d'esprit* (deren Kunst im übrigen darin bestand, ihren *esprit* gerade nicht zu zeigen) könnte glauben machen, daß sie noch wenig an die eigene Liberalisierung dachten. Wenn sie eine gewisse Selbstbefreiung nicht schon über Witwenschaft oder Jungesellinnen-Status auslebten, war ihre Haltung – jede Konfrontation, jedes direkte Eingreifen vermeidend – jedoch viel subtiler, war unterschwellig und subversiv. Da ihre Autorschaft ein gesellschaftliches Tabu war, haben sich diese Autorinnen ihre „Autorität“ und ihre „Autoren“-Rechte über die Selbstbestimmung und Selbstbefreiung ihrer Protagonistinnen eingeholt. Wie zu-

fällig schaffen sich Schriftstellerinnen des 17. Jahrhunderts das „mündige-Frau-Modell“: Mme de Lafayette mit der Princesse de Clèves, Madeleine de Scudéry mit Sapho, Marie-Jeanne l’Héritier mit ihrer Finette, Charlotte Rose Caumont de la Force und Mme d’Aulnoy mit ihren Märchenfiguren. Abwesenheit in der gesellschaftlichen Realität wird durch eine spezifische Präsenz und Repräsentanz im Text und über den Text kompensiert. Mein vorläufiges Fazit sei als Frage formuliert: Kann die Selbstbestimmung über das Schreiben, über die Spiegelung in der Schrift (und/oder in der Tochter, wie bei Mme de Sévigné) eine Form des Feminismus im 17. Jahrhundert bedeuten?

Der Aspekt der spezifischen Repräsentanz von Weiblichkeit im Text (der sich auch auf Autorinnen anderer Jahrhunderte übertragen lässt) reicht für eine Feminismus-Definition des 17. Jahrhunderts vielleicht auch noch nicht aus, wenn die fiktionalen Akte der Selbstbestimmung nicht einhergingen mit jener kollektiven Frauenbewegung, die mittlerweile vom Makel der Lächerlichkeit, Anstößigkeit und Absonderlichkeit befreit ist: der Preziosität. Schon René Bray (*La préciosité et les précieux*) erkannte 1960 in ihr den „féminisme avant la lettre“; das Programm der Präziösen klingt auch heute noch aktuell: Selbstbestimmung, Befreiung aus Rollenfestschreibungen (wie der des Salonmodells der *femme galante* und *coquette*), aus der Festlegung auf die Alternative *libertinage* oder *mariage*, Freundschaftskult (unter Frauen, Frauen und Männern), *union libre*, *amitié amoureuse* statt konventioneller Ehe, intellektuelle Betätigung der Frau, Verweigerung des (allgemeinen) Jugend- und Schönheitskults, Entwicklung eines Selbstwertgefühls. Moderne Theorien vorwegnehmend, durchkreuzen diese Präziösen (allen voran Madeleine de Scudéry) die sie umgebenden Diskurse mit ihrem *babel*, dekonstruieren herrschende Bilder, Modelle, Mythen, Gattungen, bestimmen – im Austausch und in der Spiegelung mit anderen Frauen – die Leitwerte des Weiblichen selbst, sind sich dabei auch der Bedeutung weiblicher Traditionslinien und weiblicher Vernetzung bewusst. Die Formierung der Präziösen – gelebtes und kultiviertes „affidamento“ in Schwestern-, Mütter- und Töchter-Beziehungen, innerhalb von Frauenfreundschaften und in der Salonkultur – wurde bald als Bedrohung, als „Verschwörung“, empfunden; als „faux savants“ und „ces poupées-là [...] insupportables aux hommes“ werden sie – nicht nur von Poullain de la Barre – verunglimpft. Dennoch bildete „le camp précieux“ die weitaus stärkste Basis einer zunehmenden Sensibilisierung für bisher kritiklos übernommene Werte und Verhaltensmuster.

„Féminisme avant la lettre“ ist Feminismus. Er wird im 17. Jahrhundert sowohl im Alleingang als auch in Gruppierungen betrieben, in Traktaten offen und in Romanen subversiv eingestanden; Feminismus wird als Egalitätsanspruch verfolgt, aber auch als Abgrenzungs- und „Differenz“-Konzept verstanden. Ich nenne sie Feministinnen, die sich als sprechendes und selbstbestimmendes Subjekt suchen – in einer Sprache, in Bildern, in einer Gesellschaft und Kultur, in der sie als Subjekte nicht vorgesehen sind. Ich nenne sie Feministinnen, die sich – auf wie zurückhaltende Weise auch immer – der „natürlichen“ bzw. „soziohistorischen“ Bestimmung der Frauen verweigern.

Für das 16. und 17. Jahrhundert verwende ich den Begriff „Feminismus“ nicht, da ich ihn für anachronistisch und historisch nicht sinnvoll halte. Indessen halte ich es für legitim, ja wünschenswert, das „starke“ Denken von Frauen der Vergangenheit zu rekonstruieren, ohne indessen dafür eine moderne Kategorie zur Etikettierung zu benutzen. Es handelt sich, aus meiner Sicht und beispielsweise im Fall von Moderata Fonte, Lucrezia Marinelli und Arcangela Tarabotti, um Frauen, die ihre Geschlechtszugehörigkeit nicht verleugnen, sie vielmehr in den Grenzen des Möglichen in ihrem Denken und Schreiben artikulieren. Damit haben sie etwas praktiziert, was Virginia Woolf „geistige Freiheit“ nannte. Ich bin daran interessiert, die Frauen der Vergangenheit, die ihr Denken auf autonome und originelle Weise auszudrücken verstanden und dabei ihrem Frau-Sein eine positive Deutung gaben, die ihnen zustehende Dignität zuzusprechen. Allerdings ist es uns nicht möglich zu rekonstruieren, inwieweit jene Frauen selbst ein Bewußtsein von ihrer eigenen Innovation hatten oder inwieweit sie sich des Ausmaßes des Bruchs bewußt waren, den ihre Neuerung für die männliche Vorherrschaft bedeuten konnte.

Der Begriff „Feminismus“ setzt voraus, daß es eine organisierte und politisch einflußreiche Bewegung des Denkens und von Ideen gibt – also etwas, was in Italien vor dem 19. Jahrhundert undenkbar war. Von „Feminismus“ *ante litteram* würde ich indessen, für Italien, im Fall von Anna Maria Mozzoni sprechen, die Ende des 19. Jahrhunderts sich in Wort und Schrift für die „Frauenemanzipation“ einsetzte. „Frauenemanzipation“ war der Begriff, der zu jener Zeit benutzt wurde. „Feminismus“ wurde erst mit *Una donna*, dem autobiographischen Roman von Sibilla Aleramo (1906, deutsch 1908), ein gängiger Terminus.

Constance Jordan: *Feminismus in der Renaissance* (1990)<sup>26</sup>

Der Begriff „Feminismus“ läßt natürlich viele Fragen offen und erst recht dann, wenn er auf das Denken der Renaissance angewandt wird. Abgesicherter und weniger kontrovers, wenn auch sperriger in der praktischen Anwendung, sind Ausdrücke wie „zugunsten der Frauen“ oder „frauenfreundlich“, die in vielen, vielleicht sogar in allen Fällen völlig angemessen sind. Und zwar deshalb, weil frühneuzeitliche Texte über Frauen in hohem Maße argumentativ aufgebaut sind: wie Linda Woodbridge gezeigt hat, nutzen sie im allgemeinen die Strategien und Techniken, welche die zeitgenössischen Rhetorik-Handbücher empfehlen.<sup>27</sup> Ihre wichtigsten intellektuellen Bezüge sind solche zur politischen und juristischen Literatur. Häufig ergreifen die Texte deutlich Partei: Das, was als vergangene Realität dargestellt wird – Frauen als Töchter, Ehefrauen, Witwen, Königinnen oder Teil des gemeinen Volks, Arbeiterinnen, Bürgerinnen oder Adelige – ist erkennbar mit den Interessen der Autoren verknüpft. Deren Beschreibungen sind immer zugleich auch Interpretationen. Inwieweit sie das beinhalten, was man heute unter feministischen Positionen versteht, ist fragwürdig. Ich werde einige grundlegende

Vergleiche anstellen und hoffe, daß diese Studie die Leser und Leserinnen in die Lage versetzt, sich in dieser Frage ein eigenes Urteil zu bilden.

In mancherlei Hinsicht sind die feministischen Texte der Renaissance eine Fortführung und Erweiterung der spätmittelalterlichen *Querelle des Femmes*. Manche sind eine unmittelbare „Verteidigung der Frauen“; andere sind didaktische Werke, die die Natur der „Frau“ gleichzeitig preisen und beschreiben; einige – ihren Charakter erkennt man oft erst auf den zweiten Blick – geben sich als frauenfeindliche Hetzschriften, wobei sie unter der Hand, indem sie die störrische Hartnäckigkeit der Objekte ihrer Häme darstellen, die Geringschätzung in ein unterschwelliges oder implizites Frauenlob wenden. Insgesamt decken diese Texte – und ich habe mich entschlossen, in ihnen eine feministische Argumentation zu sehen – ein ganzes Spektrum literarischer Gattungen ab: Erzählungen, Benimmbücher, politische Traktate, Briefe, höfische und volkstümliche Dialoge und Ritterromane. Die Positionen, die in ihnen vertreten werden, sind unterschiedlich und immer wieder umstritten, bestritten und streitbar. Um einer größeren Klarheit willen habe ich versucht, die hauptsächlichen Argumente, die dem Lob oder der Verunglimpfung von Frauen als Individuen dienen, zusammenzustellen und zu unterscheiden von den Argumenten, die sich auf Frauen als eine besondere Klasse von Personen beziehen. Diese Aufgabe war einfacher, als es die große Materialfülle zunächst vermuten ließ, und zwar wegen des Umstands, daß die Renaissance-Debatten über die „Frau“ in hohem Maß konventionell sind, also charakterisiert durch die Wiederholung von Themen, sprachlichen Figuren, bildlichen Ausdrücken, Motiven sowie Anspielungen auf diverse Autoritäten. In vielen Texten finden sich ähnliche Argumente, oft in nur geringen Abwandlungen. Gleichzeitig gilt es aber auch, den in den Texten enthaltenen innovativen Elementen gerecht zu werden. Diese Literatur hat einen dynamischen Charakter; sie ist durchsetzt von Ideen, die meines Erachtens innerhalb der Debatte neu und in einigen Fällen sogar revolutionär sind. Diese Ideen markieren ein Voranschreiten im Denken, eine Fortentwicklung auf der Ebene der ethischen und politischen Sensibilität. Wie ein roter Faden durchzieht diese Texte – und das ist vielleicht das einzige Merkmal, das ihnen allen gemeinsam ist – die Problematik von Autorität und Subordination und mithin vom Ursprung der Kontrolle des Mannes über die Frau, der Form dieser Kontrolle seit dem Sündenfall, und von den Rechten der Frau, die männlicher Vorherrschaft unterworfen ist. [...]

Eine Studie zum Thema „Feminismus“ muß sich Rechenschaft über ihren Begriff von „Ideologie“ geben, über ein Phänomen also, gegen das ein solcher Feminismus einerseits protestiert, insofern „Ideologie“ sich auf patriarchalische Praktiken bezieht, und das er andererseits im Zuge der Selbstverteidigung sich aneignet. Trotz (oder vielleicht gerade wegen) der Tatsache, daß die feministische Wissenschaft von Beginn an ein ideologisches Selbstverständnis entwickelt hat, ist mir die Klärung dieses Begriffs nicht leicht gefallen. Feminismus, verstanden (mit Catherine MacKinnons Worten) als eine „Theorie des Frauenstandpunkts“ mit dem Ziel, das Bewußtsein der eigenen Gesellschaft für dieses Thema zu schärfen, macht ein relativistisches Verständnis von Ideologie erforderlich.<sup>28</sup> Eine „Standpunkt“-Theorie geht davon aus, daß eine Theorie auf einen bestimmten Standpunkt gegründet ist oder sein kann. Weil sich bei der Untersuchung

gegensätzlicher Ideologien auch die Standpunkte vermehren, gerät eine Kritik der jeweiligen Vorannahmen gleichzeitig zu einer Diskussion über die Frage nach dem Wesen von Ideologie selbst. [...]

Der Feminismus, den ich bisher nur sehr locker beschrieben habe, weist eine vierfache Beziehung zu „Ideologie“ auf. Der sich in den Texten der Renaissance artikulierende Feminismus stellt ein (mehr oder weniger) einheitliches Gedankengebäude in Form einer Theorie des Wissens dar; diese Theorie ist erkennbar als Theorie eines bestimmten Standpunkts und wird auch als solche wahrgenommen; von diesem Standpunkt aus werden feministische Annahmen bezüglich der Tugendhaftigkeit der Frau verfochten; und umgekehrt werden von ihm aus patriarchalische Annahmen bezüglich der Unterlegenheit der Frau in Frage gestellt. Weniger offensichtlich ist, daß die Annahmen und Fragen, die ich als Wissenschaftlerin und Autorin an die Texte herantrage, die tatsächlich in ihnen enthaltenen Inhalte gleichermaßen verdecken und aufdecken. Auch ich unterstelle, daß eine Darstellung der Welt aus Frauenperspektive ihre Berechtigung hat und daß eine solche Darstellung ein Verständnis der Annahmen erfordert, von denen die verschiedenen Teilnehmer an der Debatte über die Frauenfrage ausgehen. Für welche Themen haben sich die Feministen und Feministinnen der Renaissance interessiert? Einige weitere Unterscheidungskriterien mögen sich bei der Beantwortung dieser Frage als hilfreich erweisen.

Karen Offen unterscheidet in ihrer Untersuchung der Geschichte des feministischen Denkens grundsätzlich zwischen einem Feminismus, dem ein Konzept des Individuums zugrunde liegt, und einem anderen, bei dem die Kritik von den essentiell unterschiedlichen Erfahrungen von Frauen und Männern ausgeht. Die erste Spielart beziehe sich auf ein Streben nach weiblicher Autonomie, besonders vor dem Gesetz und in der Politik; die zweite Spielart betone die Wertschätzung des Wesens und Handelns von Frauen im Vergleich zu dem der Männer. Die erstere sei individualistisch, die zweite orientiere sich an Beziehungen [...].<sup>29</sup> Diese beiden historisch rezenten und deutlich differierenden Perspektiven auf das Geschlechterverhältnis bieten modernen Feministen und Feministinnen alternative Möglichkeiten. Umsichtige historische Forschung scheint uns nahezuliegen, daß kaum eine der vom Feminismus des 19. und 20. Jahrhunderts thematisierten grundlegenden Fragen eine Entsprechung in Texten der Frühen Neuzeit hat. Gleichwohl ist das Gegenteil der Fall. *Mutatis mutandis* läßt sich der Renaissance-Feminismus, so unterschiedlich seine Spielarten auch sein mögen, durchaus in den Termini von „Individualismus“ und „Beziehungen“ analysieren.

In der Regel ist der Renaissance-Feminismus individualistisch und auf Gleichheit hin orientiert. Denn das Konzept der Billigkeit beziehungsweise Gerechtigkeit (*equity*, im Unterschied zu *equality*) wurde allzu häufig bloß zur Unterstützung patriarchaler Geschlechterbeziehungen benutzt und mußte somit von den Verteidigern der Frauen in Frage gestellt werden. Diese widersprachen solchen Autoren, die der Annahme, die Frau sei ebenso tugendhaft wie der Mann, zwar nicht offenkundig ablehnend begegneten, die sogar darauf hinwiesen, daß der Platz der Frau und ihr Beitrag zur Gesellschaft von großer oder sogar höchster Bedeutung waren, die aber zugleich jenen Platz und Beitrag immer auf eine Weise definierten, die Frauen abwertete. Feministische Autoren be-

trachteten in der Regel solches „Frauenlob“ als praktisch bedeutungslose Konzession; sie taten das um so mehr, als das Lob kaum jemals die wichtigste Folge der unterstellten Inferiorität von Frauen in Frage stellte, nämlich ihre Rechtlosigkeit vor dem Gesetz. In der Theorie suchte der Renaissance-Feminismus zu begründen, daß Frauen wie Männer in erster Linie Menschen seien; meist maß man den physischen Unterschieden nur geringe Bedeutung zu. Es überrascht wohl kaum, daß dementsprechend das vorherrschende feministische Modell die männliche Frau war.

In der Praxis führte die Betonung von Individualismus oft zur Glorifizierung einer Reihe von Tugenden, die als weiblich und als von den männlichen unterschieden begriffen wurden, und diese Glorifizierung unterstützte wiederum solche Argumente, denen zufolge die menschliche Natur *androgyn* sei. Biologisch gesehen war eine Person entweder männlich oder weiblich, doch in bezug auf das Verhalten konnte sie, falls tugendhaft, sowohl männlich als auch weiblich sein; falls sie lasterhaft war, war sie entweder brutal und grausam oder weibisch und eitel. Die Beurteilung eines Charakters aufgrund dieser Unterscheidung zwischen positiven und negativen Geschlechterattributen fand ihren Ausdruck in politischen Stellungnahmen ebenso wie in der politischen Praxis. Die Eigenschaften einer herrschenden Person, die ihm oder ihr erlaubten, maßvoll, barmherzig und friedliebend zu sein, wurden bewußt und emphatisch als weiblich definiert. In manchen Fällen wurde diese Argumentation benutzt, um eine Aufwertung der Arbeit zu verlangen, die herkömmlicherweise den Frauen zufiel.

Die Geschlechterdifferenz und ihre Auswirkungen auf den Menschen – den männlichen im Gegensatz zum weiblichen – waren, wie schon angedeutet, nicht ein Thema, zu dem sich der Renaissance-Feminismus immer offen und direkt geäußert hat (das Thema „Gewalt gegen Frauen“ oder „Vergewaltigung“ kommt relativ selten vor). Es fehlen hier in auffälliger Weise Argumente dafür, physische Unterschiede als Faktoren anzusehen, die die Lebensbedingungen von Frauen insgesamt determinieren; oder dafür – um es in Termini des 16. Jahrhunderts zu sagen –, die anatomischen Unterschiede verantwortlich zu machen für die Trennung zwischen einer männlichen und einer weiblichen Handlungssphäre. [...]

Feministen und Feministinnen der Renaissance thematisierten zwar die Machtlosigkeit und den Objektstatus der Frau, aber sie neigten dazu, die schlimmen Lebensbedingungen von Frauen als Folge des moralischen Versagens der Männer zu begreifen, die nicht dem Ideal des vollen Menschseins entsprachen. Feministische Autoren strebten nach Anerkennung der Frauen als weiblichen Wesen und als Exponenten des Weiblichen, aber auch nach ihrer Anerkennung als Vorbild für die Reform einer entstellten Menschlichkeit der Männer, um die andere Hälfte des menschlichen Geschlechts zur Reison zu bringen. Ihnen war klar, daß Sexualität ein bedeutender Aspekt des Lebens war, aber sie begriffen sie lediglich als Mittel der Fortpflanzung. Das kulturelle Geschlecht war eine weitaus umfassendere und bedeutsamere Kategorie als das physische Geschlecht. Wollte ein Mann in vollem Umfang als menschlich gelten, so mußte er es als seine Pflicht akzeptieren, die auch ihm innewohnenden weiblichen Tugenden zu pflegen und die auch den Frauen innewohnenden männlichen Tugenden anzuerkennen. Die Frauen ihrerseits sollten sich in Verhaltensweisen üben, die bislang den



Männern vorbehalten waren, und ihren Körper wie auch ihren Geist üben: sei es um einer humanistischen Tugend willen, sei es, weil eine solche Vitalität als beste Verteidigung gegen Mißbrauch durch Männer angesehen wurde.

Pamela Joseph Benson: *Unabhängigkeit und Interdependenz* (1992)<sup>30</sup>

Ich lese diese Texte [aus Italien und England in der Frühen Neuzeit] als offen in bezug auf ihren Ausgang und eher als Teil einer laufenden Debatte denn als abgeschlossene Bestimmung einer Position. Hierin unterscheidet sich meine Herangehensweise von derjenigen von Joan Kelly, der Historikerin, die das moderne Studium dieser Frauen mit ihrem berühmten Aufsatz „Did Women have a Renaissance?“ in Gang gebracht hat. Kelly sah ihre Aufgabe darin, soziale und historische Informationen über „Geschlechterrollen“ zu finden. Mit diesem auf die soziale Lage zielenden Erkenntnisinteresse las sie – wie zuvor schon Ruth Kelso – diese in literarischer Hinsicht hochoriginellen Texte als feste „Lehrmeinung“, d. h. mehr als Benimmbücher denn als Paradoxa. Damit übersah sie den Konflikt, der – so meine Behauptung – den Texten zugrundeliegt. Kelly war keine Literaturwissenschaftlerin, und ihre unkritische Lektüre des *Cortegiano* – um ein Beispiel zu nennen – ging davon aus, daß der Text nur eine einzige Stimme habe, nur Eindeutiges meine, und daß die Beziehung zwischen Leben und Literatur unverstellt und unmittelbar sei. So folgert sie, daß „der Dialog ... nicht nur von Männern geschaffen wurde, sondern auch deren Interessen ausdrückte“ – als könne man davon ausgehen, daß die Interessen aller Männer gleich und gegenüber den Frauen gleichförmig repressiv gewesen seien. Ich hingegen meine, daß die Dialoge, Frauenverteidigungs- und Frauenlob-Schriften dynamisch und konflikträchtig sind, innere Widersprüche enthalten, und keineswegs statische Zeugnisse unveränderlicher Gesinnungen sind. Sie sind subtiler, provokativer und weniger eindeutig patriarchalisch als es Kelly und andere, die ihrer Lesart gefolgt sind, wahrhaben wollen.

Diese mit Paradoxien geladenen Texte stellen die orthodoxe Überzeugung in Frage, derzufolge die intellektuellen, ethischen und physischen Anlagen der Frau qualitativ denen des Mannes unterlegen seien; mit anderen Worten, die weibliche Befähigung zu den Kardinaltugenden sei nur partiell, wenn nicht gar inexistent. Aus dieser Ungleichheit folgen unmittelbar die untergeordnete Rolle der Frau in den politischen und ökonomischen Hierarchien und ihre Beherrschung durch den Mann im privaten Bereich wie auch im öffentlichen Leben. Frauenverteidigungsschriften der Renaissance stellten dieser Annahme zwei grundverschiedene positive Modelle weiblicher Tugend und physischer wie mentaler Stärke entgegen.

Dem ersten Modell zufolge sind Frauen ebenso fähig wie Männer, da sie mit den gleichen Kardinaltugenden ausgestattet sind wie diese und auch durch ihre Fortpflanzungsfunktion nicht in geschlechtsspezifischer Weise behindert werden. Auch wenn beide Geschlechter an der Tugend teilhaben und daher in logischer Hinsicht als geschlechterneutral erscheinen, gilt Tugend den Verfechtern dieses Modells weiterhin als männlich, so daß das physische Geschlecht abgetrennt wird von den Zuschreibungen, auf die das Adjektiv vor dem jeweiligen Geschlecht verweist. Eine tugendhafte Frau ist

männlich, ohne gegen die Gesetze der Natur zu verstoßen, und kann, zumindest in den extremen Versionen des Modells, unter gleichen Voraussetzungen mit Männern konkurrieren. Das zweite Modell macht aus Eigenschaften, die im traditionellen Verständnis als Schwächen gelten, Stärken. Frauen verfügen über eine ihnen eigentümliche Befähigung, weil sie mit spezifisch weiblichen Tugenden ausgestattet sind, und gerade wegen ihrer Fortpflanzungsfunktionen können sie auf eine weibliche Weise Stärke entwickeln. Tugend kann entweder männlich oder weiblich sein, aber eine Person muß diejenige Tugend entfalten, die zu seinem oder ihrem Geschlecht paßt; physisches Geschlecht und die Geschlechterattribute sind verknüpft. Eine maskuline Frau verstößt gegen die Natur, allerdings mit einer Ausnahme: Wenn der Verstoß eine soziale Wohltat mit sich bringt, gilt er eher als ein Wunder denn als widernatürlich, und es wird unterstellt, daß vorübergehend ein weiblicher Körper eine männliche Seele beherberge. Gewöhnlich jedoch wird in dieser Theorie die weibliche Tugend als der männlichen qualitativ überlegen gepriesen.

Beide Modelle haben, wenn sie zu ihren logischen Folgerungen getrieben werden, politische Konsequenzen. [...] Das konventionelle Denken der Renaissance definiert die Kardinaltugenden als wesentlich für legitimes politisches Handeln, so daß das Recht der Frauen auf Partizipation am politischen Leben logisch aus dem ersten Modell folgt, das die moralische und physische Ebenbürtigkeit der Frau behauptet. [...] Weil die Frau, wie sie im ersten Modell definiert wird, in bezug auf moralische und politische Herrschaft außerhalb der Abhängigkeit von Männern agieren kann, nenne ich sie „unabhängig“. Demgegenüber kann ein Exponent des zweiten Modells in Absetzung von traditioneller politischer Theorie die weiblichen Tugenden höher werten als die Kardinaltugenden und somit das Wesen von Herrschaft umdefinieren, um der Überlegenheit weiblicher Tugend Rechnung zu tragen. In der damaligen Gesellschaft spielten jedoch weibliche Tugend und Stärke keine Rolle für das politische Leben. [...] Wegen der Befähigung von Frauen für ihren weiblichen Bereich, nicht jedoch für politische Herrschaft, verwende ich den Begriff „Interdependenz“ für die Frau des zweiten Modells. Die beiden Einstellungen gegenüber weiblicher Tugend führten auch zu unterschiedlichen Strategien männlicher Selbstverteidigung in eben den Texten, die jene Positionen entwickelten und das Loblied der Frauen sangen. [...]

Doch bei näherem Hinsehen sind die Unterschiede zwischen den beiden Modellen nicht annähernd so grundsätzlich, wie ich sie hier gezeichnet habe. Ein und derselbe Autor konnte an den strategischen Stellen seines Werks zwischen beiden Positionen wechseln. Nur wenige Autoren plädierten vorbehaltlos für die weibliche Befähigung zu den Kardinaltugenden, verfochten weibliche Unabhängigkeit in reiner Form oder machten sich für einen Wandel der politischen Strukturen stark. Zwei der Autoren, die sich dazu verstanden, waren der italienische Humanist Agostino Strozzi mit seiner *Defensio mulierum* (in einem von den drei erhaltenen Manuskripten der Schrift) und der englische Katholik Henry Howard (*A dutiful defense of the lawful regiment of women*). Das Argument „überlegen, weil anders“ ist hingegen gängiger und findet sich beispielsweise bei *De laudibus mulierum* von Bartolomeo Goggio, einem Humanisten und Zeitgenossen Strozzi's, und in vielen volkstümlichen Frauenlobschriften in englischer

Sprache. Am häufigsten trifft man auf eine Mischung der beiden Argumentationen, so etwa in Castigliones *Cortegiano*, in *The Defence of Good Women* von Sir Thomas Elyot, in Ludovico Ariostos *Orlando furioso* sowie in Edmund Spensers *Faerie Queene*. Die Kenntnis des Frauenmodells, auf das sich der Text jeweils beruft, macht es möglich, die in ihm enthaltenen ethischen, sozialen und politischen Argumente und die unterschiedlichen Verteidigungsstrategien aufzuhellen. Der paradoxe Charakter dieser Texte läßt erkennen, daß viele von ihnen sich als Teil einer andauernden Debatte präsentieren; sie existieren nicht als isolierte Gebilde und können nur schwerlich verstanden werden, wenn man sie als isolierte liest. Doch gerade das war ihr Schicksal seit ihrer Entstehung.

Jane Rendall: *Ursprünge des modernen Feminismus* (1985)<sup>31</sup>

In einem gewissen Sinn ist der Titel meines Buchs ein Anachronismus. Das Wort *feminism* existierte zur damaligen Zeit [1780-1860] nicht. [...] Als „feministisch“ gelten mir im folgenden sowohl diejenigen Frauen, die für sich das Recht reklamierten, ihren Platz in der Gesellschaft selbst zu bestimmen, als auch die – wenigen – Männer, die mit diesem Anspruch sympathisierten. Es muß jedoch betont werden, daß die Frauen, die hier vorgestellt werden und jenen Anspruch vertraten, nicht notwendigerweise glaubten, er impliziere eine Rollengleichheit für Männer und Frauen. [...] Das Wort „Gleichheit“ interpretierten sie nicht im Sinn von gleicher Arbeit, sondern als Gleichheit von moralischen und intellektuellen Wertvorstellungen. Solche Bestrebungen waren damals natürlich nicht gänzlich neu; man findet sie beispielsweise in feministischen Texten des 17. Jahrhunderts ebenso wie [...] bei Christine de Pizan.

Mit „modernem Feminismus“ meine ich die Art und Weise, wie Frauen zwischen dem späten 18. und der Mitte des 19. Jahrhunderts begannen, sich zusammenzuschließen, zunächst aus unterschiedlichen Gründen, um dann ihre gemeinsamen Interessen als Frauen zu erkennen und zu artikulieren. [...] Allerdings stößt man bei dem Versuch, die Lebenswelt von Frauen im 19. Jahrhundert und deren Bezüge zu den Ursprüngen des Feminismus zu verstehen, auf Probleme. In welchem Sinn ist es überhaupt möglich, jene Welt zu beschreiben und Zugang zu gewinnen zu einer „Frauenkultur“, die uns heute als konservativ, moralistisch und gar autoritär erscheinen mag? Inwieweit können wir einen Bezug herstellen zwischen dem dezidierten Engagement „konservativer“ Frauen wie Hannah More oder Catherine Beecher und der Entstehung einer feministischen Bewegung, die antrat, die traditionelle männliche Herrschaft in Frage zu stellen? Es erscheint mir unmöglich, zu einem angemessenen Urteil über das Werk der Feministinnen des 19. Jahrhunderts zu gelangen, ohne sich sympathetisch auf eine solche Sprache und Schreibweise einzulassen. Es erweist sich als überaus schwierig, das Verständnis von Gleichheit, das im 20. Jahrhundert herrscht, beiseite zu lassen und zu verstehen, daß die Behauptung einer „Gleichheit in der Differenz“ einen radikalen Schritt nach vorn bedeuteten konnte, einen Anspruch auf politische Partizipation, von der die Frauen so lange ausgeschlossen gewesen waren. Aus der Betonung einer latent vorhandenen moralischen Überlegenheit des weiblichen Geschlechts konnte den Frauen ein neues

Selbstbewußtsein, neue Energie und der Glaube an eine potentielle weibliche Macht erwachsen. Die Überzeugung von eigenständig weiblichen Eigenschaften und zugleich davon, daß die unterschiedlichen Eigenschaften von Frauen und Männern sich gegenseitig ergänzen, komplementär seien, konnte zur Grundlage einer radikalen feministischen Praxis werden. [...] Ich untersuche, wie diese Überzeugung in die Behauptung weiblicher Autonomie mündete [...]. Gleichzeitig ist es wichtig, sich bewußt zu machen, daß das einzige Vehikel, das den Frauen für die öffentliche Artikulation ihrer Forderungen zur Verfügung stand, die politische Sprache der Männer war. Wir können die Bedeutung der Forderung nach Bürgerrechten nur verstehen, wenn wir uns der langen Tradition europäischen Denkens erinnern, die – basierend auf klassischer Bildung, von der Frauen von vornherein ausgeschlossen waren – das Konzept des „klassischen Republikanismus“ und des „tugendhaften Bürgers“ ins Zentrum der politischen Debatte stellte. [...]

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich das Anliegen des Feminismus klar herauskristallisiert: das explizite Insistieren auf der individuellen Autonomie von Frauen, gegenüber Ehemännern, gegenüber dem Staat und den herrschenden Stereotypen. [...] Seine Argumente [...] zielten in der Tat auf die politische Gleichberechtigung von Frauen und Männern; aber zugleich entstammten sie der Überzeugung, daß Frauen, wären sie in der Lage, ihren eigenen, den weiblichen Lebensbereich frei zu definieren, diesen keineswegs als identisch mit dem der Männer sehen würden – ungeachtet vieler Überschneidungen auf zahlreichen Gebieten. Es war genau diese ihre selbstdefinierte Lebenswelt, welche die gleichberechtigte Teilhabe von Frauen an den politischen Rechten, an (Staats-)Bürgerschaft, legitimierte. Ohne Zweifel hatten die Frauen die Sprache des Republikanismus übernommen. Aber ihr Beitrag zu den Themen Demokratie, Freiheit und individuelle Bürgerschaft war eine spezifisch häusliche und familienbezogene Perspektive; zugrunde lag ihr die Annahme von einem gemeinsamen Interesse der Frauen auf der Basis ihrer häuslichen Pflichten und ihrer moralischen Qualitäten.

Juliane Jacobi: *War der Jakobiner ein Feminist?*<sup>32</sup>

„Der Polizeidirektor als feministischer Jakobiner“ habe ich 1989 einen Aufsatz über Theodor Gottlieb von Hippel betitelt. Da hatte meine Verwendung des Begriffs „feministisch“ zur Kennzeichnung der unorthodoxen Hippelschen Meinung über öffentliche Bedeutsamkeit, Wissen, politische Aktivität und Repräsentanz, Wissenschaft und Kunst von Frauen bereits eine Geschichte, und der Titel sollte durch ironische Brechung irritieren. Polizeidirektor und Jakobiner gehen schon schlecht zusammen, wie paßt da noch „feministisch“ hinein?

Es gab eine Vorgeschichte. 1978 hatte ich in dem Manuskript meiner Einleitung zu einer Neuausgabe von Hippels Schrift *Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber* (1792) die Begriffe „feministisch“ und „Feminismus“ erstmals für eine Publikation benutzt. Gernot Koneffke, der Herausgeber der Reihe, in der dieser Nachdruck erscheinen sollte, schrieb mir damals: „Bei Ihrer häufigen Verwendung des Terminus ‚Feminismus‘ sind mir Bedenken gekommen. Abgesehen davon, daß für die Frauenbewegung

Feminismus gewiß einen Inhalt hat – handelt es sich wirklich um einen Begriff? Gehen in die Vorstellungen, die der Terminus provoziert, nicht auch ganz disparate, ungeklärte Vorstellungen ein, die sich letztlich sogar bis zum reinen Affekt entleeren können? [...] Zwar haben Sie zweifellos Eingrenzungen vorgenommen, indem Sie den Ausdruck mit Hippel verbanden. Aber können nicht beschränktere Geister aus den Formulierungen wie ‚feministische Theoriebildung‘ und ‚feministische Theorie‘ die Möglichkeit einer weiblichen Wissenschaft o. ä. herauslesen?“ Ich hielt an meiner unbegriffenen Begrifflichkeit fest. Der Briefautor hatte mich aufgefordert, aus einer ganzen Reihe von nachzudruckenden bildungsgeschichtlich bedeutsamen Texten des 18. Jahrhunderts einen auszuwählen und eine Einleitung zu verfassen. Ich wählte Hippels Schrift, weil ich neugierig war auf die Behandlung der „Frauenfrage“ im 18. Jahrhundert und nach Vorläufern der aktuellen Debatte um Rechte und Gleichheitsansprüche von Frauen suchte. Bezeichnenderweise lag ich bei der Einordnung der Hippelschen Schrift dann auch entsprechend schief. Ich sah in ihm einen zu Unrecht vergessenen Wegbereiter der Frauenemanzipationsbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts. Erst der zweite Durchgang und die präzisere historische Kontextualisierung für den Aufsatz von 1989 brachte für mich ans Licht, daß die Hippelsche Schrift nicht einfach ein Vorläufer ist. Zwar war ihr Titel fraglos analog zu Christian Wilhelm von Dohms *Über die bürgerliche Verbesserung der Juden* (1781) formuliert, und ihre Entstehungsgeschichte weist einen deutlichen Zusammenhang mit Hippels Vorarbeiten zu einem allgemeinen preußischen Gesetzbuch auf, aus dem dann das Allgemeine Landrecht hervorging. Andererseits orientieren sich Teile von Hippels Text, bis in die Form der Argumentationskataloge, deutlich an älteren Vorlagen, die auf seine Kenntnis der Diskussion des 17. Jahrhunderts und von Poulain de la Barres *De l'égalité des deux sexes* (1673) schließen lassen. Diesen Aspekt habe ich dann in dem Aufsatz von 1989 herausgearbeitet.

Was bedeuten diese Leseerlebnisse mit einem Text, der in Deutschland zu den wenigen gehört, die sich im späten 18. Jahrhundert mit der Gleichheit der Möglichkeiten und Fähigkeiten von Männern und Frauen befassen, für den Begriff „Feminismus“? Die Erkenntnis, daß Hippel an Traditionen anknüpfte, hat mich wohl in Bezug auf die Verwendung von „Feminismus“ ernsthaft stutzig gemacht. Die Argumentation, die ich gegen Gernot Koneffke ein Jahrzehnt früher ins Feld geführt hatte, läßt sich aus heutiger Sicht nur als „Trotzreaktion“ bezeichnen; „feministisch“ nannte ich Theorien und Argumente, die die Ungleichheit und Hierarchie der Geschlechter kritisierten. Der Trotz war jedoch nicht nur der des kleinen Mädchens gegenüber dem Vater, sondern ich war mir durchaus bewußt, daß ich damit eine neue Front in die Historische Pädagogik tragen würde. Die Herausgeber der Neudrucke fahndeten in der Bildungsgeschichte nach dem uneingelösten Versprechen der „bürgerlichen Gleichheit“, und da repräsentierte die Frauenseite eben einen Teil des Problems. Ich aber wollte den Aspekt der Ungleichheit der Geschlechter als etwas Eigenes darstellen. Ein wenig ängstlich, den Begriff „Feminismus“ zu verwenden, nahm ich dem Herausgeber gegenüber meinen ganzen Mut zusammen, als ich mit der skizzierten Argumentation darauf bestand, den Begriff doch zur Charakterisierung von Hippels Schrift zu gebrauchen. Zehn Jahre später war mir klar, daß die Debatte um Frauen und ihren Zugang zu öffentlicher Wirk-

samkeit keinesfalls in gerader Linie auf dem Weg zur Emanzipation vorangeschritten ist und, vor allem, daß sie kein neues Phänomen der mit der Französischen Revolution anbrechenden Moderne war. Die Eindeutigkeit, mit der die Schrift als „feministisch“ bezeichnet worden ist, leuchtet zehn Jahre später nicht mehr ein. Deshalb meine ich entschieden, daß solche Texte historisch kontextualisiert werden müssen. Gleichzeitig sollte aber auch die neuere Verwendung des Begriffs „Feminismus“ in historischen Arbeiten kontextualisiert werden. Die von Koneffke angemahnte Begriffsdefinition ist inzwischen weiter vorangekommen. Doch hat seine anachronistische Verwendung in den siebziger Jahren den Erkenntnisprozeß nicht nur behindert. Sie hat auch provozierend die Stimme der Frauenforschung in die historische Forschung eingebracht. Ich würde den Begriff zur Charakterisierung der Hippelschen Schrift, die auf der Schwelle zwischen der Frühen Neuzeit und der Moderne steht, heute nicht mehr verwenden. 1978 war er hilfreich zur Orientierung, 1989 war er schon eher komisch. Darin drückt sich auch ein Stück Wissenschaftsgeschichte aus.

Mineke Bosch: *Feminismus als historischer Begriff:  
Zwischen Suchkonzept und Schablone*<sup>33</sup>

Nun ist aber die Verführung groß, einen einmal gefundenen und als brauchbar erprobten Begriff oder schematischen Gedanken als Schablone auch auf solche gegebenen Objekte anzuwenden, die eine neue gedankliche Durchdringung des Zusammenhanges und eine neue Bezeichnung erfordert hätten. Hierbei denke ich an eine allzu bereitwillige Anwendung beinahe aller allgemeinen Termini, die zur begrifflichen Deutung von gesellschaftlichen und politischen Phänomenen und Grundsätzen gehören. Zu ihnen rechnen wir Worte wie Kapitalismus, Feudalismus, Reaktion, Bourgeoisie, Demokratie und sehr viele andere. Die Geschichtswissenschaft kann keinen dieser Begriffe entbehren; aber der Historiker, dem es um eine mit Leben erfüllte und zuverlässige Wiedergabe der Vergangenheit ernstlich zu tun ist, muß sorgfältig darüber wachen, daß er diese Ausdrücke, die stark mit Gefühl und Ressentiment durchsetzt sind, nicht schablonenhaft anwende.<sup>34</sup>

Seit zwei Jahren bringt die holländische feministische Monatszeitschrift OPZIJ eine populäre Rubrik mit dem Titel „Nach dem feministischen Maßstab“, in der jeweils eine bekannte männliche Figur von der Herausgeberin interviewt wird. Vielleicht ist das für die 1990er Jahre typisch: Nicht nur stellen sich mächtige Männer heiter dem bohrenden Nachfragen der Feministinnen, sondern sie tun das auch, weil es mit einem Augenzwinkern geschieht, wenngleich das der Autorität des Gesagten keinerlei Abbruch tut. Mehr als einmal machten Äußerungen, die in diesen Interviews vorgetragen wurden, nationale Schlagzeilen. Noch in den 1970er und 1980er Jahren hatte allerdings „der feministische Maßstab“ etwas bedeutet, über das nicht leichtherzig zu scherzen war. Im Zentrum des umfassenden feministischen Projekts standen immer wieder aufbrechende Debatten darüber, was Feminismus war oder sein sollte, und sie waren um so emotionaler, als die neuere Frauenbewegung von Fragen der Subjektivität und Identität geprägt war.

Wenngleich die Horrorstories, die manchmal über jene Zeit erzählt werden – sie handeln von bitteren Loyalitätskonflikten, moralischen Aufrufen zu politischer Korrektheit und erzwungener Solidarität mit den Schwestern -, ohne Zweifel relativiert und widerlegt werden müssen, ist doch nicht zu leugnen, daß damals Einigkeit, eine starkes Bewußtsein von „Wir Frauen“ und „Frauen gemeinsam sind stark“, als entscheidend für die Konstruktion einer feministischen Bewegung galt. Die Dynamik, zu der dies führen konnte, wurde von der holländischen Frauen-Band *Linda Luxaflex* mit Swing und Ironie in einem Song artikuliert: „Ich bin feministischer als du bist... / Ich bin feministischer als du“ usw.

1984 wählte Marijke Mossink den Song als Motto für einen Aufsatz, in dem sie auf den Einsatz (ausgewählter) historischer Argumente in den – oft unwürdigen – aktuellen Debatten um den „guten“ („rationalen“ oder Gleichheits-)Feminismus und den „schlechten“ („ethischen“ oder Differenz-)Feminismus hinwies. In dieser Debatte wurden Feministinnen der Zeit um 1900, die ihre feministische Vision auf Differenz-Argumente gegründet hatten, als „protofaschistisch“ bezeichnet und so aus der Geschichte des Feminismus gestrichen.<sup>35</sup> Um die Geschichte vor den quälenden Bindungen an den aktuellen Feminismus zu retten, ging Mossink zu den Quellen der Unterscheidung zwischen Differenz- und Gleichheits-Feminismus zurück. Ihr Ergebnis war, daß die Trennung damals eine spezifische Funktion gehabt hatte: Sie sollte die Spaltung in der holländischen Frauenwahlrechtsbewegung (1907) legitimieren. Sie war also eine Waffe im damaligen Kampf um die Hegemonie in der feministischen Politik. In der Tat ist es irreführend anzunehmen, daß die Entgegensetzung der beiden Positionen eine klare Unterscheidung zwischen feministischen Individuen oder Gruppen bezeichnet, denn Gleichheits- und Differenzargumente wurden meist gleichermaßen von allen, die sich damals engagierten, benutzt. Außerdem unterstrich Mossink, daß weder die „ethischen“ noch die „rationalen“ Argumentationen verallgemeinerbar seien und als „konservativ“ (schlecht) oder „radikal“ (gut) gelesen werden können, denn ihr Stellenwert und ihre Wirkung müsse im jeweiligen Kontext gesehen werden.

Im Rückblick ist leicht erkennbar, daß Mossinks Unternehmen, die alten Entgegensetzungen, welche die neuere Frauengeschichtsschreibung so sehr geprägt hatten, zu dekonstruieren, nur eine unter vielen ähnlichen Stimmen in der aktuellen Debatte um „Gleichheit oder Differenz“, um Frauenstudien und Frauengeschichte war. Zu einem Ende kam die Debatte mit einer Definition des historischen Feminismus, der zufolge er – in den Worten von Joan Scott – „voller Beispiele für die Zurückweisung simpler Dichotomien ist und für Versuche, statt dessen zu zeigen, daß Gleichheit die Anerkennung und Einbeziehung von Unterschieden erforderlich macht.“<sup>36</sup> Laut Scott waren die Begriffe „Gleichheit“ und „Differenz“ zu einem falschen Gegensatz gemacht worden (meist durch Antifeministen), indem „Gleichheit“ als „Gleich-Sein“ oder „Identität“ gelesen wurde. Auch auf einer abstrakteren Ebene sind die beiden Begriffe nicht ein sich gegenseitig ausschließendes, sondern einschließendes Paar.

Die Dekonstruktion von Dichotomien und der Ruf nach einem Verzicht auf handliche Vor-Urteile waren Teil eines größeren Paradigmenwechsels, der sich allmählich in der Frauengeschichtsschreibung vollzog und der, wollen wir dafür einige Schlagworte

benutzen, als der Weg von „Frauengeschichte“ zu „Geschlechtergeschichte“, von Einheit und Identität zu Pluralität und Kontextualität, von „Realität“ zu „Sprache“ bezeichnet werden kann.<sup>37</sup> Für feministische Historikerinnen und Historiker bedeutete das den Wechsel von einer eher „präsentistischen“ und von Identitätssuche geprägten Geschichtsschreibung, in der mehr oder weniger ungebrochene Traditionen konstruiert werden, zu einer eher historistischen, am historischen Kontext orientierten Geschichtsschreibung, welche die Differenz der Vergangenheit stärker hervorhebt als deren Ähnlichkeit mit der Gegenwart. Das bedeutete auch, daß Historikerinnen der Frauengeschichte ihre zentrale Rolle in aktuellen feministischen Debatten aufzugeben hatten, weil die enge Verbindung zwischen historischer Erkenntnis und politischer Überzeugung gelockert oder gar gebrochen war.

Jeder Paradigmenwechsel wird von intensiven Diskussion begleitet, in denen Rhetorik oft die begründete Argumentation in den Hintergrund drängt. Meines Erachtens ist Karen Offens einflußreicher Aufsatz über das Definieren und die Definition von Feminismus (*Defining Feminism*) geprägt von der Krise, die zu jenem Paradigmenwechsel führte und die Offen mit Leidenschaft zu beenden suchte.<sup>38</sup> Sie beginnt mit dem vehement vorgetragenen Argument, daß akademische feministische Historikerinnen eine Führungsrolle in der feministischen Politik übernehmen sollten, weil nur durch ihre sorgfältige historische Recherche festgestellt werden könne, wie denn genau „Feminismus zu definieren“ sei. Offens Forschungen über das breite Spektrum des „anglo-amerikanischen“ und „europäischen“ Feminismus führen sie zu der nicht ganz überraschenden Folgerung, daß der Feminismus historisch immer zwischen zwei Argumentationen gespalten war: dem relationalen (Beziehungs-, Differenz-)Argument und dem individualistischen (Gleichheits-)Argument, wenn auch dem letzteren nur eine kleine, vernachlässigbare Minderheit angehangen habe. Offen selbst präferiert das Differenzargument: Die Geschichte lehre uns, daß der „wahre“ Feminismus relational sei, und somit könnten vielleicht auch viele Frauen, die laut Offen vor „Gleichheit“ und „Individualismus“ zurückschrecken, für den Feminismus gewonnen werden.

In einem späteren Aufsatz verknüpft Offen das Projekt, Feminismus zu definieren, mit ihrer Ablehnung der „postmodernen“ oder „poststrukturalistischen Wende“ in Frauengeschichte und Frauenstudien, und sie faßt ihre Abneigung in eine recht martialische Sprache.<sup>39</sup> Die holländische Historikerin Marjan Schwegman benutzt eine ähnliche Sprache, allerdings zugunsten einer poststrukturalistischen Konzeption von Geschichte und einer sehr viel zurückhaltenderen Rolle der Historikerin. In ihrer Analyse der Bücher und Artikel, die anläßlich des Ereignisses, daß in Holland die Frauengeschichte zu einem Thema der nationalen Reifeprüfung ernannt worden war, erschienen waren, kam sie zu dem Ergebnis, daß feministische Geschichtsschreibung häufiger den „tödlichen männlichen Blick“ reproduziere, als daß sie eine Alternative zu ihm böte. Da sich die meisten Historiker und Historikerinnen der Vergangenheit mit einer vorprägten (feministischen) Fortschrittskonzeption nähern, wird jedes Detail, das der erwünschten Entwicklung widerspricht, zu einem Nicht-Ereignis. So handelt die Zusammenfassung eines dieser Bücher über alles, was nicht geschehen war: Die traditionelle geschlechterspezifische Arbeitsteilung war nicht abgeschafft worden, der



Arbeitsmarkt und die politische Welt hatten den Frauen keinen Platz eingeräumt, und sexuelle Befreiung hatte nicht stattgefunden. Wahrhafter Wandel begann erst in der Folge der zweiten, der neueren Frauenbewegung. Einige Publikationen suchten einen Ausweg aus diesem Ansatz, indem sie das Handeln von Frauen und seine Wirkkraft herausstellten. Aber auch hier führen feministische Konzepte von wünschenswertem Verhalten (in bezug auf Weiblichkeit und Männlichkeit) zu willkürlichen Bewertungen, die Frauen danach unterscheiden, ob sie in der Geschlechtergeschichte Spuren hinterließen oder nicht. Schwegman folgerte daraus, daß es eine der dringlichsten Aufgaben der Frauengeschichtsschreibung sei, „den ‚männlichen‘ Blick, der nur sich selbst sucht und deshalb Frauen ausschließt, zu ersetzen: Wenn feministische Historiker ihre eigenen Erfahrungen und Ideale zum Ausgangspunkt für ihre historische Interpretation machen, dann können *ihre* Geschichten auch nicht das Spezifische, das Abweichende, das Zufällige, das Störende, das ‚Weibliche‘ artikulieren.“<sup>40</sup>

Für Schwegman – hierin stimme ich mit ihr überein – liegt der Ausweg darin, „Geschlecht“ beziehungsweise Geschlechterbeziehungen zu erforschen: die vielfältigen Weisen, in denen Weiblichkeit und Männlichkeit in ihrem jeweiligen Kontext definiert werden, an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit. Dann könnte ein Phänomen wie das „flapper girl“, das burschikose Bubikopf-Mädchen der 1920er Jahre, können aber auch die Stimmen in der *Querelle des Femmes* historisch sinnvoll gewichtet und an ihrer spezifischen Bedeutung in der Geschlechtergeschichte gemessen werden, anstatt anhand eines überzeitlichen feministischen Maßstabs daraufhin befragt zu werden, ob sie feministisch seien oder nicht. Dann wäre es auch nicht mehr wichtig, jemanden wie die holländische Suffragistin Aletta Jacobs (1854-1929) als eine Ausnahme vom „europäischen“ Beziehungsfeminismus zu klassifizieren, weil sie mehr mit dem „anglo-amerikanischen“ Individualfeminismus gemein habe – so wurde sie kürzlich, gemäß Offens Modell, der amerikanischen Öffentlichkeit präsentiert.<sup>41</sup> Derartige Schlüsse sind nicht nur langweilig wegen ihrer Repetitivität, sondern auch wenig informativ, denn sie marginalisieren Jacobs’ heterodoxe und sich wandelnde Ideen über Geschlecht in ihrem spezifisch holländischen Kontext.

Ein alternatives Vorgehen macht allerdings einen wirklichen Perspektivwechsel erforderlich, der keineswegs einfach ist. In der Tat wird der Maßstab – im Sinn einer klassifizierenden oder normativen Anwendung einer Feminismusdefinition auf Phänomene der fernerer Vergangenheit – meist weiterhin angelegt, wenn auch nicht mehr explizit, sondern (wegen des Anachronismus-Problems) implizit.<sup>42</sup> Das Problem, Feminismus zu definieren, liegt meines Erachtens nicht so sehr in der retrospektiven Verwendung des Begriffs Feminismus, zumal da heutzutage „Feminismus“ oft als in sich heterogenes, im Fluß befindliches und kontextabhängiges Phänomen gedacht wird. Überdies stoßen wir auf Definitionsprobleme auch für diejenigen Zeiten, in denen der Begriff schon existierte, aber noch nicht sehr gängig war. Das wirkliche Problem sehe ich in der Prozedur des Definierens selbst. Definieren bedeutet – hierin stimmt die Prozedur mit dem Wortsinn überein – Abgrenzen, Grenzen ziehen, Einschließen und Ausschließen. Paradoxerweise hat das Definieren eine expansive, universalisierende und zugleich eine eingrenzende Tendenz, die unseren Blick auf die Vergangenheit beschränkt und somit auch

unsere Möglichkeiten einer umfassenden Kontextualisierung. Das Festschreiben historischer Begriffe in unzweideutigen Definitionen führt zu eben der Gefahr, vor der Johan Huizinga gewarnt hat: ein historisches Konzept wie eine Schablone anzuwenden und somit vorgeprägte Interpretationen im Dutzend herzustellen.

Ich wende mich also nicht pauschal gegen die Verwendung des Begriffs Feminismus für Zeiten wie etwa die Renaissance. Der Nutzen des Begriffs hängt davon ab, *wie* er verwendet wird: als heuristisches Verfahren oder aber als schematische Klassifizierung. Im übrigen gibt es zur Zeit eine eher spielerische Rebellion im Umgang mit dem Begriff: Feministische Historikerinnen und Historiker haben oft Einspruch erhoben gegen die Begriffe „alte“ und „neue“ Frauenbewegung, „alter“ und „neuer“ Feminismus, und zwar wegen der impliziten Unterstellung einer Diskontinuität zwischen den beiden. Dale Spencer hat eine solche Diskontinuität im Titel eines ihrer Werke in Frage gestellt: *There's always been a women's movement*. Historiker müssen ihre Begriffe immer zwischen der gegenwärtigen und der vergangenen Sprache aushandeln.<sup>43</sup> Und da Sprache das einzige ist, was uns für unsere Konstruktion von Erzählungen und Bildern der Vergangenheit zur Verfügung steht und unsere Geschichten um so überzeugender sind, je besser wir Sprache nutzen, sollten wir uns nicht durch Definitionen und Regeln behindern lassen. Warum sollten wir Bedeutungen festlegen, wenn die aktuelle Debatte und der heutige Wandel Voraussetzung für die Praxis der Geschichtsschreibung sind? Bezüglich der Geschlechter und des Feminismus in der Vergangenheit wird die Debatte fort dauern. Der heutige Wandel des Feminismus und seiner Sprache macht mich eher optimistisch: Es wird immer eine *Querelle des Féminismes* wie auch eine *Querelle des Femmes* geben.

#### *Sechs Phasen des Feminismus (1994)*<sup>44</sup>

Politische Philosophie und vor allem feministische Theorie haben eine wichtige Rolle in der Entstehung und der Definition des Kampfs für die Gleichberechtigung der Geschlechter gespielt. Deshalb ist es vielversprechend, mit der Untersuchung feministischen Denkens zu beginnen. Viel Material ist auf diesem Feld zugänglich gemacht worden, und immer mehr Beispiele feministischen Denkens sind entdeckt worden. Doch bis heute ist eine allgemeine Geschichte des westlichen feministischen Diskurses noch nicht in Angriff genommen worden. Analytisch ist es nützlich, zwischen zwei Weisen, an die Geschichte des feministischen Denkens heranzugehen, zu unterscheiden: die eine eher evolutionär, die andere eher kontextuell. Die Themen unserer Tagung mögen den Eindruck erwecken, daß unser Ansatz ein evolutionärer sei, in dem die Entwicklung feministischen Denkens eine lineare Abfolge von progressiv voranschreitenden Phasen sei. Wir sind uns jedoch der Gefahr einer anachronistischen Sichtweise bewußt, in der frühere Varianten des feministischen Diskurses lediglich als Antizipation und als Vorläufer verstanden werden.

Die kontextbezogene Herangehensweise zielt darauf, den feministischen Diskurs fest in seinen historischen Kontext einzubinden. Darüber hinaus hat sie das Verdienst, unser Bewußtsein für „vergessene Sprachen“ zu schärfen, als Weisen des Denkens über Frau-

en, die uns gänzlich verloren gegangen sind. Umgekehrt kann nur die evolutionäre Sicht dem Umstand Rechnung tragen, daß wir – retrospektiv – manche Texte als „feministisch“ oder „proto-feministisch“ erkennen. Ein „feministisches Erbe“ kann nur aufgespürt werden, wenn wir die Vergangenheit auffassen als eine überkommene Narration mit gewissen vertrauten Merkmalen. Die beiden konkurrierenden Ansätze haben sowohl Vorteile als auch Nachteile. Wir möchten sie als komplementär sehen, nicht als sich gegenseitig ausschließend.

*Anmerkungen:*

- 1 Vgl. die Einleitung zu diesem Band.
- 2 So hat Gerda Lerner *The Women's Sharp Revenge* von „Mary Tattle-well“ und „Joane Hit-Him-Home“ (1640, s. *Fundstücke*) aus ihrer Untersuchung mit der Begründung ausgeklammert, daß der Autor vermutlich ein Mann sei: Lerner 1995 (s. unten, Anm. 22), S. 355, Anm. 44. Zu seiner/ihrer umstrittenen Geschlechtszugehörigkeit vgl. Shepherd, Simon (Hg.): *The Women's Sharp Revenge*. New York 1985, S. 160f.; Henderson, Katherine Usher/McManus, Barbara F. (Hg.): *Half Humankind. Contexts and Texts of the Controversy about Women in England, 1540-1640*. Urbana, 1985, S. 20-24, und den Beitrag von Moira Ferguson in diesem Band. Zu männlichem Engagement für die Frauen vgl. Strauss, Sylvia: *Traitors to the Masculine Cause. The Men's Campaign for Women's Rights*. New York 1982.
- 3 Vgl. etwa Gössmann, Elisabeth (Hg.): *Archiv für philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung*. Bd. 1-6, München 1984-1994.
- 4 Gössmann, Elisabeth (Hg.): *Das wohlgelehrte Frauenzimmer*. München 1984 (*Archiv für philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung*, Bd. 1), S. 10; dies. (Hg.): *Eva Gottes Meisterwerk*. München 1985 (*Archiv*, Bd. 2), S. 49. Vgl. auch Esther Lauers Beitrag zu diesem Band.
- 5 Vgl. Opitz, Claudia: *Streit um die Frauen? Die frühneuzeitliche „Querelle des femmes“ aus sozial- und frauengeschichtlicher Sicht*. In: *Historische Mitteilungen*, Bd. 8, Nr. 1, 1995, S. 15-27, hier S. 26.
- 6 Zu Fergusons Verfahren vgl. auch ihren programmatischen Titel: Ferguson, Moira (Hg.): *First Feminists: British Women Writers 1578-1799*. Bloomington, New York 1985. Ähnlich wie Matthews Grieco verfährt z. B. Conrad, Anne: *Zwischen Kloster und Welt. Ursulinen und Jesuitinnen in der katholischen Reformbewegung des 16./17. Jahrhunderts*. Mainz 1991, S. 171ff. Ursulinen und Jesuitinnen werden hier einerseits in den Kontext der *Querelle des Femmes* gestellt, andererseits wird, wegen des Anachronismus-Problems, dem Begriff „feministisch“ der Ausdruck „frauenfreundlich“ vorgezogen (S. 175, Anm. 27), oder er wird in Anführungszeichen gesetzt (S. 268). Heide Wunders Darstellung kommt ohne den Begriff aus: Wunder, Heide: „Er ist die Sonn', sie ist der Mond“. *Frauen in der Frühen Neuzeit*. München 1992.
- 7 Zimmermann, Margarete: *Feminismus und Feminismen. Plädoyer für die Historisierung eines umstrittenen Begriffs*. In: Kroll, Renate/Zimmermann, Margarete (Hg.): *Feministische Literaturwissenschaft in der Romanistik*. Stuttgart 1995, S. 52-63.

- 8 Z. B. Evans, Richard: *The Feminists. Women's Emancipation Movements in Europe, America and Australasia 1840-1920*. London 1977, S. 39 (Feminismus sei „the doctrine of equal rights for women, based on the theory of the equality of the sexes“). Vgl. auch Anm. 2 im Beitrag von Moira Ferguson zu diesem Band (zuerst erschienen 1986).
- 9 Insbesondere entsprachen sie nicht dem heute vorherrschenden feministischen Verständnis von „Gleichheit“. Vgl. z.B. Rendall 1985 (s. unten, Anm. 31); Bacchi, Carol Lee: *Same Difference. Feminism and Sexual Difference*. St. Leonards (Australien) 1990.
- 10 Offen, Karen: *Sur les origines des mots ‚féminisme‘ et ‚féministe‘*. In: *Revue d'histoire moderne et contemporaine*, Bd. 34, 1987, S. 492-496; revidierte Fassung: *On the French Origin of the Words Feminism and Feminist*. In: *Feminist Issues*. Bd. 8, Nr. 2, 1988, S. 45-52; Scott, Nancy: *The Grounding of Modern Feminism*. New Haven, 1987.
- 11 S. unten, Anm. 21, und die Einleitung zu diesem Band, bei Anm. 88.
- 12 Zu den genannten Begriffen vgl. Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*. Bd. II, Stuttgart 1975, S. 153-197, 425-542, 997-1046.
- 13 Offen 1988/1993 (s. unten, Anm. 23), S. 123-127 („Für eine neue feministische Politik“) und unten, Anm. 39; Lerner 1995 (s. unten, Anm. 22). Ein Beispiel für eine weniger komplexe Definition findet sich im ersten Band dieses Jahrbuchs: Als „feministisch“ wird „eine kämpferische Disposition zugunsten gesellschafts- und/oder bildungspolitisch egalitärer Zielsetzungen bezeichnet“ (Schabert, Ina: *Bürgerinnen in der Republik des Geistes? Gelehrte Frauen im England der Aufklärung*. In: *Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung*, Bd. 1, S. 77-104, hier S. 101).
- 14 „Historisierung“ ist beispielsweise – wenn auch in einem dramatisch unterschiedlichen Kontext – im „Historikerstreit“ definiert und breit diskutiert worden: als Verzicht darauf, moderne bzw. zeitlich gebundene Phänomene in überlange Zeiträume zu plazieren bzw. aus ihnen herleiten zu wollen, und darauf, die Vergangenheit im (politischen) Licht *ihrer* Zukunft (und *unserer* Gegenwart) zu interpretieren. Vgl. Broszat, Martin: *Plädoyer für eine Historisierung des Nationalsozialismus* (1985). In: Ders.: *Nach Hitler. Der schwierige Umgang mit unserer Geschichte*. München 1988, S. 266-281. Vgl. auch Scott, Joan Wallach: *Introduction*. In: Dies. (Hg.): *Feminism and History*. Oxford, New York 1996, S. 9 ff. („Historicizing Difference“).
- 15 Vgl. Hufton, Olwen: *Auführerische Frauen in traditionellen Gesellschaften: England, Frankreich und Holland im 17. und 18. Jahrhundert*. In: *Geschichte und Gesellschaft*, Bd. 18, 1992, S. 423-45; dies.: *The Prospect Before Her. A History of Women in Western Europe*. Bd. 1: 1500-1800. London 1995, Kap. 12; dies.: *Women and the Limits of Citizenship in the French Revolution*. Toronto 1992; Godineau, Dominique: *Citoyennes tricoteuses. Les femmes du peuple à Paris pendant la Révolution française*. Aix-en-Provence 1988. In diesen, anders als in vielen anderen Arbeiten über Frauen in der Französischen Revolution, wird der Begriff „Feminismus“ so gut wie nicht verwendet.
- 16 Letztere kommen in *Geschichtliche Grundbegriffe* nicht vor, und im Beitrag „Emanzipation“ (s. oben, Anm. 12) ist die Frauenemanzipation recht stiefväterlich behandelt. Vgl. aber Frevert, Ute: *Geschlecht – männlich/weiblich. Zur Geschichte der Begriffe* (1730-

- 1990). In: Dies.: „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Geschlechterdifferenzen in der Moderne. München 1995, S. 13-60.
- 17 Baader, Renate: Dames de Lettres. Autorinnen des präziösen, hocharistokratischen und „modernen“ Salons (1649-1698). Stuttgart 1986, bes. S. 278-285. Maclean hingegen zieht dafür „Feminismus“ vor: Maclean, Ian: Woman Triumphant. Feminism in French Literature, 1610-1652. Oxford 1977, S. VIII.
- 18 Für die Unterscheidung z. B.: Andreasen, Tayo u.a. (Hg.): Moving On. New Perspectives on the Women's Movement. Aarhus 1990, S. 8f. („What is the Women's Movement – What is Feminism?“). Dagegen z. B. Karen Offen und Jane Rendall (s. unten).
- 19 Opitz 1995, S. 23-27. Daß die genannten Phänomene spezifisch für die Vormoderne waren, unterstreicht Olwen Hufton (s. oben, Anm. 15). Der Begriff „Frauenbewegung“ wurde im oben genannten Sinn eingeführt von: Grundmann, Herbert: Religiöse Bewegungen im Mittelalter. Untersuchungen über die geschichtlichen Zusammenhänge zwischen der Ketzerei, den Bettelorden und der religiösen Frauenbewegung im 12. und 13. Jahrhundert und über die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Mystik. Berlin 1935, ND Darmstadt <sup>3</sup>1970.
- 20 Siehe unten, Anm. 44. Zur Problematik dieser Datierung vgl. die Einleitung zu diesem Band. Dazu, daß *Querelle* und „Feminismus“ jener Zeit nicht deckungsgleich sind, s. oben, bei Anm. 2.
- 21 Gottlieb, Beatrice: The Problem of Feminism in the Fifteenth Century. In: Kirshner, Julius/Wemple, Suzanne F. (Hg.): Women of the Medieval World. Essays in Honor of John H. Mundy. Oxford 1985, S. 337-364, hier S. 346, 359-362f. (übers. von Gisela Bock). Wir danken Blackwell Ltd., Oxford, für die Genehmigung der Übersetzung.
- 22 Lerner, Gerda: Die Entstehung des feministischen Bewußtseins: Vom Mittelalter bis zur ersten Frauenbewegung. Frankfurt a.M. 1995, S. 30f., 34f., 336 (amerikanisches Original: The Creation of Feminist Consciousness. New York 1993). Wir danken dem Campus Verlag für die Abdruckgenehmigung.
- 23 Offen, Karen: Defining Feminism: A Comparative Historical Approach. In: Signs. Journal of Women in Culture and Society, Bd. 14, 1988, S. 119-57, hier S. 126-32, 134-36, 151-52. Gekürzte (und hier anhand des englischen Originals leicht modifizierte) Übersetzung: Feminismus in den Vereinigten Staaten und in Europa. Ein historischer Vergleich. In: Hannah Schissler (Hg.): Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel. Frankfurt a. M. 1993, S. 102-105, 107f., 120-122. Wir danken dem Campus Verlag für die Abdruckgenehmigung. Hier und in den folgenden (wiederabgedruckten) Texten wurden die Anmerkungen des Originals in der Regel nicht aufgenommen.
- 24 Der Beitrag wurde für diesen Band verfaßt.
- 25 Der Beitrag wurde für diesen Band verfaßt (übers. von Gisela Bock). Zu den beiden im folgenden genannten Feministinnen vgl. Buttafuoco, Annarita/Zancan, Marina (Hg.): Svelamento. Sibilla Aleramo: una biografia intellettuale. Mailand 1988; Buttafuoco, Annarita: Cronache femminili. Temi e momenti della stampa emancipazionista in Italia dall'Unità al Fascismo. Siena 1988; dies. (Hg.): Franca Pieroni Bortolotti: Sul movimento politico delle donne. Rom 1987.
- 26 Jordan, Constance: Renaissance Feminism. Literary Texts and Political Models. Ithaca 1990, S. 2f., 5-9 (übers. von Petra Schumacher). Wir danken der Cornell University Press für die Genehmigung zur Übersetzung.

- 27 Woodbridge, Linda: *Women and the English Renaissance: Literature and the Nature of Womankind, 1540-1620*. Urbana 1984, S. 13-136.
- 28 MacKinnon, Catherine A.: *Feminism, Marxism, Method, and the State: An Agenda for Theory*. In: Abel, Elizabeth/Abel, Emily K. (Hg.): *The Signs Reader: Women, Gender, and Scholarship*. Chicago 1983, S. 247.
- 29 Vgl. den Auszug von Karen Offens Text, oben Anm. 23. (Anm. d. Hg.).
- 30 Benson, Pamela Joseph: *The Invention of the Renaissance Woman. The Challenge of Female Independence in the Literature and Thought of Italy and England*. University Park 1992, S. 3-6 (übers. von Petra Schumacher). Wir danken der Pennsylvania State University Press für die Genehmigung der Übersetzung. Die genannte Literatur: Kelly, Joan: *Women, History and Theory*. Chicago 1984; Kelso, Ruth: *Doctrine for the Lady of the Renaissance*. Urbana 1956, ND 1978.
- 31 Rendall, Jane: *The Origins of Modern Feminism: Women in Britain, France and the United States, 1780-1860*. Basingstoke 1985, S. 1-3, 276f. (übers. von Petra Schumacher). Wir danken Macmillan Press für die Genehmigung der Übersetzung.
- 32 Der Beitrag wurde für diesen Band verfaßt. Die genannten Texte: Jacobi, Juliane: *Einleitung zu: Theodor Gottlieb von Hippel: Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber [1792], und Anhang: Nachlaß über weibliche Bildung [1801]*. Vaduz 1981 (unveränderter Neudruck von ders.: *Sämtliche Werke*. Bd. 6 und 7, Berlin 1828); Jacobi, Juliane: *Der Polizeidirektor als feministischer Jakobiner. Theodor Gottlieb von Hippel und seine Schrift „Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber“*. In: Viktoria Schmidt-Linsenhoff (Hg.): *Sklavin oder Bürgerin. Französische Revolution und Neue Weiblichkeit 1789-1830*. Frankfurt a. M. 1989, S. 358-372.
- 33 Der Beitrag wurde für diesen Band verfaßt (übers. von Gisela Bock).
- 34 Huizinga, Johan: *Geschichte und Kultur*. Stuttgart 1954, S. 73.
- 35 Mossink, Marijke: *Tweeërlei Strooming? „Ethisch“ en „rationalistisch“ feminisme tijdens de eerste golf in Nederland*. In: *Socialisties-Feministiese Teksten*. Bd. 9, Ambo 1986, S. 104-120. Anfang der 80er Jahre startete eine einflußreiche feministische Gruppe in Amsterdam eine Kampagne gegen den „Differenz-Feminismus“, wie er angeblich im „Mutterkult“ von Adrienne Rich zum Ausdruck komme. Historische Argumente spielten dabei eine große Rolle, und umgekehrt spielten aktuelle Argumente eine große Rolle in den historischen Ausflügen. So wurde die „ethische Feministin“ Clara Wichmann als „protofaschistisch“ etikettiert. Dieses Urteil schießt offensichtlich über die Grenzen anständiger Argumentation hinaus, doch in den Anfängen der neueren Frauengeschichtsschreibung war es gängige Münze.
- 36 Scott, Joan Wallach: *Deconstructing Equality-versus-Difference: or, the Uses of Post-structuralist Theory for Feminism*. In: *Feminist Studies*, Bd. 14, Nr. 1, 1988 (eine gekürzte Fassung erschien, unter dem Titel „The Sears Case“, in dies.: *Gender and the Politics of History*. New York 1988).
- 37 Einflußreich hierbei war in den Niederlanden auch: Bock, Gisela: *Women, Gender, and Dichotomies in History*. In: *Jaarboek voor Vrouwengeschiedenis*, Bd. 10, 1989, S. 79-98; gekürzte Version: *Challenging Dichotomies: Perspectives on Women's History*. In: Offen, Karen u.a. (Hg.): *Writing Women's History*. Bloomington 1991, S. 1-23.
- 38 Offen, *Defining Feminism*. In der deutschen Fassung des Aufsatzes (s. oben, Anm. 23) wurde der Titel geändert, so daß die zentrale Problematik des Definierens verblaßt.

- 39 Offen, Karen: *Feminism and Sexual Difference in Historical Perspective*. In: Rhode, Deborah L. (Hg.): *Theoretical Perspectives on Sexual Difference*. New Haven, London 1990, S. 15: „Feminismus ist ein politisches Projekt, und politische Projekte erfordern Entscheidungen, von denen kein Weg mehr zurück führt. Bist du für uns oder gegen uns? Bist du ein Verbündeter, Feind, Mitläufer, fünfte Kolonne? In der Vergangenheit haben Intellektuelle und Theoretiker gezögert, harte politische Entscheidungen zu fällen, und gezögert haben sie im Namen einer höheren, scheinbar umfassenderen und komplexeren Erkenntnis. Dabei haben sie sich oft selbst zu politischer Ohnmacht verurteilt. Deshalb waren in revolutionären Zeiten Intellektuelle und Theoretiker – nämlich diejenigen unter ihnen, deren Denken dem gemeinen Volk voraus war – immer unter den ersten, die vor die Erschießungskommandos kamen.“ Weitere Probleme von Offens Aufsatz von 1988 liegen in der universalisierenden Verwendung des Terminus „europäisch“ und in den parallelen Gegensätzen von europäischem/anglo-amerikanischem“ und relationalem/individualistischem Feminismus. Europa erscheint als ein exotisch Anderes, das den amerikanischen Kolleginnen den Spiegel vorhält. Der Erfolg dieses Ansatzes – viele Studien haben die Vergangenheit am Test des relationalen und/oder individualistischen Feminismus gemessen – erklärt sich aus seiner starken Rhetorik, aber auch aus seiner Berufung auf Geschichte als Begründung von politischem Handeln.
- 40 Schwegman, Marjan, *De strijd tegen de „mannelijke“ blik*. In: *Tijdschrift voor Vrouwenstudies*, Jg. 11, Nr. 2, 1990, S. 184-196, hier S. 195.
- 41 Freidenreich, Harriet Pass: *Aletta Jacobs in Historical Perspective*. In: *Aletta Jacobs. Memories. My Life as an International Leader in Health, Suffrage, and Peace*. Hg. von Harriet Pass Freidenreich. New York 1996, S. 179-195.
- 42 Etty, Elsbeth: *Liefde is heel het leven niet. Henriette Roland Holst 1869-1952*. Amsterdam 1996. Zwar erklärt die Autorin, Feminismus nicht im vorhinein definieren zu wollen, aber ihr Text zeigt, daß sie ein ganz präzises Verständnis davon unterstellt. Das führt sie zu recht vorhersehbaren Urteilen (reproduziert wird der alte Gegensatz zwischen Sozialismus und Feminismus) und keineswegs zu einer neuen Weise, das Leben der sozialistischen Dichterin in geschlechtergeschichtlichen Termini zu sehen.
- 43 Zuweilen ist es sogar problematisch, nur die Sprache der Vergangenheit zu verwenden, wenn nämlich vergangene Bedeutung bloß reproduziert statt übersetzt wird – so z. B. im Fall von *vrouwenstudies*. Es ist ein historischer Begriff, der erstmals 1908 benutzt wurde, und zwar von dem Historiker P. J. Blok, einem entschiedenen Antifeministen [„Frauenstudien“, in Deutschland zu jener Zeit: „Frauenkunde“]. Der Begriff impliziert einen Unterschied zu „wirklicher“ Forschung, zu Forschung *tout court*, und Abweichung von einer Norm, deren Maskulinität sich hinter einer geschlechterneutralen Formulierung verbirgt. Vgl. dazu Bosch, Mineke: *Het geslacht van de wetenschap. Vrouwen en hoger onderwijs in Nederland, 1878-1948* [Das Geschlecht der Wissenschaft. Frauen und höhere Bildung in den Niederlanden]. Amsterdam 1994.
- 44 *Six Feminist Waves. Languages of Feminism in Modern History*. International Conference. Amsterdam 7.-10. Juli 1994, Tagungsprogramm, S. 2f. (übers. von Gisela Bock). Der Tagungsband wird demnächst auf Englisch erscheinen. Zu den sechs Phasen vgl. oben, bei Anm. 20.





## REZENSIONEN

BÄRBEL ZÜHLKE: *Christine de Pizan in Text und Bild. Zur Selbstdarstellung einer früh-humanistischen Intellektuellen*. Verlag J. B. Metzler: Stuttgart, Weimar 1994, 368 S.

Wie, gelehrte Tochter, hast du das Werkzeug deines Verstandes schon verschmätzt und stillgelegt und hast du Tinte und Feder austrocknen lassen und die Arbeit deiner rechten Hand aufgegeben, die dir sonst so viel Genuß bereitete? Willst du etwa nur noch der Lektion des Müßigganges lauschen, die dir ohne Unterlaß weismacht, wenn du ihr glaubst: „Du hast genug getan, es ist an der Zeit, dich auszuruhen?“<sup>1</sup>

Diese Aufforderung zu Beginn des *Livre des Trois Vertus* (1405) kann als beispielhaft für eine der vielen selbstdarstellenden Aussagen der frühneuzeitlichen Intellektuellen Christine de Pizan (1365-ca.1430) angesehen werden. Überhaupt scheint es dieser Autorin, die sich als eine der ersten Berufsschriftstellerinnen und Verlegerinnen Frankreichs einen Namen gemacht hat, nicht an Selbstbewußtsein gemangelt zu haben. Auf zahlreichen nach ihren Anweisungen konzipierten Miniaturen hat sie sich in ihren Werken immer wieder als Gelehrte abbilden lassen. Und dies zu einer Zeit, in der schreibende und intellektuelle Frauen eine Ausnahmeerscheinung waren.

Die Romanistin und Kunsthistorikerin Bärbel Zühlke thematisiert in ihrer kenntnisreichen und feinsinnigen Dissertation die Selbstdarstellung dieser frühhumanistischen Intellektuellen. Auf analytischem, deskriptivem und interdisziplinärem Weg untersucht sie, wie sich diese Autorin in Text und Bild darstellte und welches Selbstverständnis, bzw. Selbstbild sie damit von sich vermittelte. Generell ist bei Zühlkes Textarbeit zu bemerken, daß sie ihre präzise gefaßten Beobachtungen durch verallgemeinernde Schlußfolgerungen relativiert (z. B. S. 90, 104f, 195ff). Daß Zühlke ihre Deutungsschritte nicht durchhält, mag in dem Bemühen liegen, Christine vor einer einseitigen, emanzipatorischen Aktualisierung bzw. feministischen Vereinnahmung zu bewahren. Damit interpretiert sie Christine jedoch insgesamt konservativer und strenger, als es ihre eigene, vorherige Analyse erfordert hätte. Dennoch ist die von Zühlke vorgelegte Forschungsarbeit in ihrer Breite und Gründlichkeit wegweisend. Bereits in der Einleitung wird deutlich, daß sie ihre LeserInnen kompetent und sicher sowohl in Christines Vita und Werk als auch in die Lebensform von Frauen der spätmittelalterlichen Gesellschaft einführt. Im zweiten Kapitel rekonstruiert Zühlke werkfundiert den Entwicklungsprozeß, den Christine selbst im nachhinein für ihre Identität als Autorin geltend macht. Bemerkenswert für Zühlke ist daran, daß Christine ihre Kindheit und Jugend weitgehend unpersönlich und standardisiert nachzeichnet. Ähnlich verfähre sie mit der Darstellung ihrer Eltern, ihrer Ehe und Mutterschaft, die kaum individuelle Züge aufweise. Durch den frühen Tod des Ehemannes sei sie mit 25 Jahren Witwe geworden, die eine Familie zu versorgen hatte, – ein Verlust, der einen Wendepunkt in ihrem Leben markiere und ihre sogenannten männlichen Eigenschaften zutage treten lasse.

Im *Livre de la Mutacion de Fortune* (1400-03) beschreibe Christine allegorisch den Wandel ihrer sozialen Identität von der Ehefrau zur Witwe als Geschlechtswechsel (S. 82ff): sie begreife sich von da ab als männlicher Lenker ihres Lebensschiffes, was sich, so Zühlke, sehr gut an dem bildhaften Schlüsselwort „cuer d’omme“ verdeutlicht. Dieser Individuationsprozeß zur weiblichen Gelehrten bedingt die Lebensform der *Vita contemplativa*, eine zu dieser Zeit außerhalb des Klosters ausschließlich Männern vorbehaltenen Lebensweise, und stempelt Christine zur Außenseiterin der damaligen Gesellschaft. Ihre Schreibmotivation resultiere aus dem immer wieder geschilderten starken Begehren, wissenschaftliche Studien zu betreiben und bringe zugleich den positiven Begleiteffekt der materiellen Existenzsicherung ihrer Familie mit sich. Christine, sich selbst zum Gelehrten in einem weiblichen Körper stilisierend, grenze sich damit von den Weiblichkeitsidealen ihrer Zeit ab, wie sie in den Schilderungen ihrer Mutter und Tochter zu finden sind. In den immer wiederkehrenden Formeln „Je, Christine“ (S. 98) und den raffinierten anagrammatischen Namensspielen (S. 74) trete ihr ausgeprägtes Selbstbewußtsein zutage. Das Bewußtsein, ob ihrer überdurchschnittlichen Intelligenz auserwählt zu sein und einer intellektuellen Elite anzugehören, prägt ihre Schriften, so Zühlke. Die Ursache für ihren Erfolg sehe Christine in dem Sonderstatus ihrer weiblichen Autorschaft und leite daraus einen Anspruch für ihre Vorläuferfunktion ab.

Nachdem Zühlke das literarisch entworfene Persönlichkeitsbild Christines vergegenwärtigt hat, bearbeitet sie in der zweiten Hälfte ihrer Untersuchung ihren angekündigten Schwerpunkt. Sie vertieft in der folgenden Text-Bild Betrachtung den Aspekt der Autorinnenschaft und exemplifiziert ihn anhand dreier Schriften Christines, deren Auswahl sie nicht begründet. So bleibt hier die Frage offen, warum Zühlke im folgenden die beiden Schriften *Mutacion de Fortune* und *L’Avision Christine* (1405), die sie als autobiographisch geprägt bezeichnet, nicht zum Gegenstand der weiteren Text-Bild Analyse macht. Die von ihr gewählte, nicht chronologische Reihenfolge der Werke scheint berechtigt, weil sie nach Zühlkes Begründung einer Darstellungslogik Christines folgt.

Erstes Beispiel ist der *Livre de la Cité des Dames* (1405), ein allegorisch-didaktischer Traktat zur Verteidigung der Frau, der die LeserInnen von der Gleichwertigkeit der Geschlechter überzeugen soll. Zühlke bezeichnet es treffend als Buch über die Entstehung eines Buches, als die Verbildlichung von produktionsästhetischen Theorien. Am Beginn stehe die Selbstinszenierung einer routiniert arbeitenden Gelehrten. Ihr kontemplativer Lebensstil und ihre intellektuelle Begabung prädestinieren sie für die besondere Aufgabe der Städtegründung, die mit dem Verfassen eines Rehabilitierungstraktates verglichen wird. Eine von Zühlke ausgewählte Miniatur zeigt Christine in einem mentalen wie auch materiellen Herstellungsprozeß: auf der rechten Hälfte bei der Tätigkeit des Lesens und auf der linken beim Mauern. Durch diese Juxtaposition verschiedener Realitätsebenen gelingt es Christine, das ikonographische Schema des traditionellen Arbeitsbildes zum allegorischen Autorenbild umzudeuten, wie Zühlke überzeugend erörtert (S. 130). Christine stelle sich auf weiteren Miniaturen als zukünftige Bewohnerin der *Cité* vor, die ausnahmslos von „preudesfemmes“, von intelligenten, tugendhaften

und frommen Frauen besiedelt werden soll (S. 117). Durch die bildhafte Farbkorrespondenz Christines mit der Jungfrau Maria, die ebenfalls in einem blauen Gewand abgebildet ist, symbolisiere sie eine wesenhafte Verbindung mit dieser. Neben Maria werde auch die heilige Katharina, eine gelehrte Märtyrerin, zur Identifikationsfigur Christines (S. 131ff). In der *Cité*, so macht Zühlke deutlich, entwirft Christine durch das Zusammenwirken von Text und Bild ein Idealbild ihrer Persönlichkeit.

Das nächste Beispiel Zühlkes ist der *Livre du Chemin de Long Estude* (1402/03), eine in Versform verfaßte allegorisch-didaktische „Initiationsreise ins Reich des Wissens“ (S. 138). Er ist zudem ein intellektuelles und literarisches Selbstportrait Christines (S. 167ff). Mit dem Motto des Titels, das zugleich als eine Formulierung Dantes ausgewiesen wird, und dem erzählerischen Grundgerüst, das auf eine Nähe zur *Divina Commedia* verweist, knüpfe Christine an Dante als literarische Identifikationsfigur an. Christine und die Cumäische Sibylle als dialogisierendes Paar sind sowohl im Text als auch bildlich immer wieder in Szene gesetzt, was nach Zühlke ebenfalls als entfernte Anlehnung an Dantes *Divina Commedia* gedeutet werden kann. Die reiseführende Sibylle, durch ihre Kenntnisse göttlicher Geheimnisse privilegiert und die von Christine idealiter angestrebten Eigenschaften des Wissens, der Weisheit und der Autorinnenschaft repräsentierend, werde ebenso Identifikationsfigur (S. 146ff). Sie ermögliche es Christine darüber hinaus, sich – neben Dante und aufgrund ihrer gemeinsamen geographischen Herkunft – in eine Tradition mit italienischen Autoren zu integrieren. Zühlke weist nach, daß sich Christine als Bildungsträgerin, als ein in der Nachfolge Dantes stehendes Glied einer individuell geprägten „*Translatio studii*“ versteht. Diese Translationskette beruht auf der Vorstellung, daß sich die antike Kultur von Athen über Rom nach Paris vermittelt hat.

Zühlke schält – neben den vorher genannten – weitere Konstanten von Christines Selbstdarstellung heraus, die sich vor allem in der Rahmenerzählung der Werke finden. Als solche sind zu nennen: ihr ausgeprägter Erkenntnisthunger und ihre Wißbegierde, ihre daraus resultierende Prädestination zur *Vita contemplativa*, die Legitimation und Objektivierung ihrer Autorschaft durch eine mythische oder sinnbildliche Instanz, ein Lehrerin-Schülerin Gespräch sowie zahlreiche Bezüge auf eine literarische und philosophische Tradition. Ebenso zeuge ihr Bedürfnis nach Distribution und Rezeption ihrer Schriften durch die Nachwelt vom frühhumanistischen Zeitgeist und ziehe sich leitmotivisch durch das Werk.

Der *Livre des fais d'armes et de chevalerie* (1410) ist Zühlkes letztes Beispiel. Dies ist ein vierteiliger militärkundlicher Traktat, der sowohl ein ritterliches Erziehungshandbuch als auch einen strategischen Leitfaden und ein Menschenrechtsbuch der kriegerischen Gesellschaft des Mittelalters darstellt (S. 185) und der 1410 von Christine vollendet wurde. Die römische Kriegsgöttin Minerva, die bereits in ihren anderen Werken leitmotivisch auftauchte, werde hier zur zentralen Identifikationsfigur, in deren direkter Nachfolge sich Christine ansiedele. Im Prolog rechtfertige Christine – in bezug auf den ungewöhnlichen Inhalt – ihre weibliche Autorschaft durch eine Parallelisierung mit Minerva, die sie gleichzeitig um Beistand bitte. Anhand der von Zühlke ausgesuchten Miniatur wird verständlich, daß Minerva Legitimations- und bildliche Vermittlungs-

stanz wird, die die inhaltlichen und bildnerischen Pole des innovativen Kriegswesens mit Christines kreativer Schreibkunst verknüpft. Christines selbstbezügliche Aussagen im Vorspann dieses Traktates zeigen sie erneut als eine selbstbewußte Autorin, die auch vor ungewöhnlichen Sujets nicht halt macht.

Am Ende ihrer Untersuchung kommt Zühlke zu dem Schluß, daß Christines Selbstdarstellung „um ihre intellektuellen Fähigkeiten sowie ihre schriftstellerische Tätigkeit, d. h. um ihre Identität als weiblicher Autor“ (S. 201) kreist. Neben ihrer direkten Form der Selbstthematization finde sich bei Christine aber auch eine indirekte: die Spiegelung ihrer eigenen Identität in verschiedenen Identifikationsfiguren wie z. B. Semiramis, Minerva, Sibylle, heilige Katharina (S. 202). Herausragendes Kennzeichen dieser Gestalten sei ihr androgyner Charakter, ihre Ausstattung mit maskulinen Eigenschaften und Verhaltensweisen, weshalb sie nach Zühlke den Persönlichkeitstyp der „Virago“ repräsentieren (S. 195ff). Indem Christine ihre individuellen Qualitäten auf gesellschaftlich sanktionierte weibliche Persönlichkeitsmerkmale projiziere, versuche sie die Autorität ihrer eigenen Person zu legitimieren (S. 199, 202). Zühlke weist überzeugend nach, daß das von Christine entworfene Idealbild ihrer eigenen Persönlichkeit von theoretischer und praktischer Intelligenz, Prudentia, Frömmigkeit und Tugendhaftigkeit gekennzeichnet ist und eine Synthese der Lebensformen von Vita activa und Vita contemplativa darstelle. Ihre zusammenfassende Deutung, daß der Persönlichkeitstyp der „Virago“ für Christines Selbstverständnis konstitutiv sei, ist in dieser dezidierten Auslegung meines Erachtens zu einseitig. Vielmehr lassen sich aus Zühlkes Analyse noch andere Schlußfolgerungen ziehen, wie z. B. die, daß Christine bestrebt war, Frauen in ihren vielfältigen Fähigkeiten darzustellen. Eben in diesem Bemühen, sogenannte männliche Eigenschaften für Frauen zu beanspruchen, liegt der Wunsch, das beschränkte Betätigungsfeld für das weibliche Geschlecht im ausgehenden Mittelalter zu erweitern. Wenn Christine in der *Cité des Dames* für Frauen eine dem Manne gleichgestellte Ausbildung fordert, so verweist dies auf ihre Vorstellung einer ebenbürtigen Intelligenz und Geschicklichkeit der Geschlechter.

Mit ihrer gelungenen Dissertation hat Bärbel Zühlke einen wichtigen Beitrag zur Christine de Pizan-Forschung geleistet und stellt weiterführende Diskussionsansätze zur Verfügung. Ihre Arbeit zeichnet sich durch eine fundierte Werkkenntnis, präzise Text- und sie ergänzende Bildanalysen sowie einen äußerst detaillierten Fußnotenanhang aus. Das hier untersuchte Thema erhält durch Zühlkes wechselseitige Interpretation und Visualisierung von Text und Bild seine eigentliche Spannkraft.

Andrea Echtermann

### Anmerkungen

- 1 *Le Livre des Trois Vertus*, Edition critique. Introduction et notes par Charity Cannon Willard. Texte établi en collaboration avec Eric Hicks, Paris 1989, S. 7 (Übersetzung: A. E.). *Le Livre des Trois Vertus* ist unter dem Titel *Der Schatz der Stadt der Frauen*, übersetzt von Claudia Probst, herausgegeben und eingeleitet von Claudia Opitz, 1996 im Herder-Verlag erschienen.

NATALIE ZEMON DAVIS: *Women on the Margins. Three Seventeenth-Century Lives*. Cambridge, Mass./London: Harvard University Press 1995 (360 S., 41 Ill.); dt. Übers.: *Drei Frauenleben*. Glikl, Marie de l'Incarnation, Maria Sibylla Merian. Aus dem Amerikanischen von Wolfgang Kaiser. Berlin 1996 (389 S., 41 Abb.)

Drei Lebensgeschichten von Frauen des 17. Jahrhunderts sind das Thema dieses Buches. Natalie Zemon Davis verfolgt damit eine Linie weiter, die sie schon mit der *Wahrhaftigen Geschichte von der Wiederkehr des Martin Guerre* (1982) und mit *Der Kopf in der Schlinge* (1987) angelegt hatte. Ihr Interesse an den Handlungsspielräumen von Menschen der Frühen Neuzeit und an den Geschichten, die sie von sich selbst erzählten, verfolgt sie in *Women on the Margins* erstmals anhand von Quellen, die außerhalb gerichtlicher Zwänge und damit aus sehr unterschiedlichen Situationen, Voraussetzungen und Absichten heraus zustande kamen. Im Titel verrät sie weder die Namen noch die Tätigkeiten oder die sozialen und religiösen Zugehörigkeiten der von ihr Beschriebenen; deren Ort „an den Rändern“, als einzelne Personen wie auch als Frauen qua Geschlecht, ist zunächst die einzige analytische Information. Und das scheint auch so zu bleiben: Davis beginnt ihr Buch nicht mit Vorwort und Einleitung, wie es für ein wissenschaftliches Buch üblich ist, sondern mit einem „Prolog“, in dem die drei porträtierten Frauen sogleich persönlich auftreten. In einem Gespräch äußern sie sich zu den Schwierigkeiten, die ihr nunmehr enges Nebeneinander in einem Buch ihnen wohl bereitet hätte und die sie mit den Fragen der Autorin zu Geschlecht und Religion vermutlich haben würden; schließlich versucht ihnen „NZD“ selbst zu erklären, was sie mit diesem Buch im Sinn hatte – und fordert sie auf, es noch einmal zu lesen und ihre Meinung dabei zu überdenken.

Dieser Prolog mit einem fiktiven Gespräch zwischen vier Frauen, die einander nie gesehen haben, ist nicht nur ein origineller und amüsanter Vorspann für das eigentliche, wissenschaftliche Unternehmen des Buches. Der narrative Beginn ist zugleich eine knappe und präzise Form, den Inhalt (anhand der Gesprächsteilnehmerinnen: Glikl bas Judah Leib, Marie de l'Incarnation, Maria Sibylla Merian) kurz vorzustellen, das Auswählen der dargestellten Frauen als grundsätzliches methodisches Problem anzusprechen und die Fragestellungen der Autorin als Begründung für diesen Umgang mit ihren Quellen zu benennen. Der narrative Zugang beleuchtet das Verhältnis der Historikerin zu ihrem Gegenstand ganz aus der Nähe, indem die kritischen Stimmen der „anderen Seite“ als versuchsweise, fiktionale Rekonstruktion dem feministisch-historischen Unternehmen des 20. Jahrhunderts gegenübergestellt werden. Davis wendet hier ein wesentliches Verfahren ihres Buches, bei dem sie die autobiographischen Äußerungen der drei Frauen mit dokumentierten Positionen von deren jeweiligen „anderen Seiten“ konfrontiert, auf sich selbst an – ein Zugang zu dem Thema der „Ränder“, der auf der Einsicht in marginalisierende Verhaltensweisen fußt und als dialogische Berücksichtigung der „anderen Seite“ die eigene historiographische Praxis mit bestimmt. Zum Thema „women on the margins“ gibt die Autorin ihre Frage nach Geschlechterhierarchien und nach marginalen Positionen der Frauen vor und erläutert, was sie an der Marginalität genau interessiert: nicht bloß Leiden und Entbehrungen, sondern auch

„how women in your position made the best of it. I asked what advantages you had by being on the margins.“ (4) Aus den anschließenden Äußerungen der Porträtierten darüber, was sie selbst mit „margins“ verbinden – Ränder von Buchseiten mit Marginalien, Flußränder als Lebensbereich von Fröschen – wird deutlich, daß die narrative Form mit ihrer detailreichen Gegenstandsnahe und ihrer Anordnung und Gestaltung nach den Prämissen der Historikerin als eine Lösung für das aufgeworfene theoretische Problem der unterschiedlichen Perspektiven entwickelt wurde. Die reflektierte narrative Gestaltung des Prologs macht aufmerksam dafür, wie Davis unterschiedliche Ansichten und Auseinandersetzungen als methodisches Grundprinzip in ihre Darstellung integriert und daß sie bei allem untheoretischen Formulieren als Historikerin keineswegs untheoretisch arbeitet.

Alle drei porträtierten Frauen waren Städterinnen und als Töchter von Kaufleuten und Handwerkern Angehörige der Mittelschichten; alle drei schrieben über Beziehungen mit Menschen außerhalb der eigenen Welt: Glikl bas Judah Leib über Christen in Europa, Marie Guyart de l'Incarnation über kanadisch-indianische Frauen, Maria Sibylla Merian über schwarze und indianische Menschen in Surinam; als jüdische Kauffrau, katholische Nonne, protestantische Naturkundlerin/Künstlerin waren sie in religiöser Hinsicht sehr verschieden. Die Frage nach Ähnlichkeiten und Unterschieden der drei Frauen untereinander und gegenüber männlichen Zeitgenossen berücksichtigt damit von vornherein eine grundsätzliche Differenzierung nach dem Kriterium der Religion und bezieht es als eine zentrale historische Kategorie ein. Religion ist breit gefaßt und auf die Lebensgeschichten orientiert, so daß dabei nicht nur theologische oder religionsphilosophische Konzepte, sondern alle religiösen Elemente von Lebensformen im Blick sind. In Davis' Konzept werden religiöse und auch im umfassenden Sinn kulturelle Traditionen und Rahmenbedingungen bei aller Marginalisierung von Frauen auch daraufhin befragbar, ob sie ihnen Voraussetzungen dafür boten, ihre eigene Stimme zu artikulieren. Alle drei Frauen sind Beispiele für diese doppelte Rolle von Traditionen.

Davis beginnt, abweichend von der Chronologie, mit Glikl bas Judah Leib und legt mit diesem in den europäischen Grenzen verbleibenden jüdischen Leben einen Akzent auf religiöse Marginalisierung innerhalb Europas; die religiösen und geographischen Aufbrüche der dann beschriebenen christlichen Frauen sind so als Strategien innerhalb der dominanten religiösen Mehrheit sichtbar gemacht.

Exemplarisch sei ihr Vorgehen an der zuerst porträtierten Glikl bas Judah Leib vorgestellt, die als „Glückel von Hameln“ in einer unhistorischen Namensform besser bekannt ist. Angesichts der bisherigen Forschungslage ist Davis' methodische Grundentscheidung, bei ihrer historischen Einordnung Glikls Person und Autobiographie nachdrücklich in deren eigener jüdischer Tradition im Unterschied zur christlichen zu verankern, besonders hervorzuheben; dieser reflektierte methodische Zugriff kann in seiner prinzipiellen Bedeutung nicht hoch genug bewertet werden. Daß die Forschungslage zu Glikl derzeit große Lücken aufweist und deshalb eindeutige Ergebnisse nicht überall zuläßt, macht Davis' sorgfältig recherchierte Erkundungen um so wertvoller. Ein wichtiges Ergebnis ist dabei zunächst die Rekonstruktion der von Glikl selbst benutzten

Namensform: Wie andere jüdische Frauen ihrer Zeit benannte sie sich nicht nach ihrem Ehemann, sondern nach ihrem Vater, Glikl bas (=Tochter von) Judah Leib. Weitere wichtige Forschungsergebnisse erbringt Davis' literaturwissenschaftliche Analyse von Glikls Autobiographie. Anhand der von Glikl zahlreich eingestreuten Exempelgeschichten kann sie mit neuem Material zu deren Herkunft die These plausibel machen, daß die Geschäftsfrau Glikl, die solche Geschichten nachweislich aus jiddischen (mit hebräischen Buchstaben geschriebenen) Büchern kennengelernt hatte, in einem Fall wohl auf ein deutschsprachiges (mit lateinischen Buchstaben geschriebenes) Buch zurückgriff – ob die Vermittlung auf schriftlichem Wege anzunehmen ist, wie Davis es tut, oder ob mündliche Wege auch in Betracht kommen, sollte vielleicht als Frage stehen bleiben. Neben der materialreichen und akribischen Analyse einzelner Passagen der Autobiographie besticht Davis' methodische Sorgfalt, mit der sie den literarischen und psychologischen Zusammenhang der von ihr analysierten Ausschnitte genau berücksichtigt und dabei die Situation und Motive der schreibenden Glikl als Ausgangspunkt nimmt. So kommt sie auch zu einer sehr interessanten neuen Einschätzung der ganzen Schrift, indem sie die auf der Ebene der Schreibgegenwart ständig geführten Debatten mit Gott als die organisierende Grundstruktur ansieht und die Autobiographie so als religiösen Text liest und auswertet. Die Kommunikationsstruktur eines gegenwärtigen, beim Schreiben geführten Gesprächs stellt sie ins Zentrum ihrer Würdigung, wobei Glikls Orientierung an der biblischen Hiob-Figur hervortritt. Diese Beobachtungen an einer außergewöhnlichen Schrift eröffnen eine Reihe von Einsichten. In methodischer Hinsicht ist Davis' hermeneutisches Prinzip grundlegend, sich für das Textverständnis an die schreibende Person in ihrer Situation und ihren Absichten beim Schreiben zu wenden. Für jede historische Auswertung erzählender Texte mit ihren Fragen nach Personen und deren Handeln ist dieses Prinzip der methodische Dreh- und Angelpunkt. Von hier aus erschließt sich die eigentümliche Kommunikationsstruktur von Glikls Autobiographie nicht nur als Rasonieren über Gott und die Welt, sondern auch vor allem als Rasonieren mit Gott. An dieser Stelle gehen die Einsichten in ein weites Feld von Fragen über, die sich im Anschluß stellen ließen – welche Traditionen des Streitens mit Gott Glikl in ihrer jüdischen Kultur kennenlernte und welche Rolle Frauen darin spielten; wie eine solche Art der dialogischen Theologie auf gesellschaftliche Macht- und Marginalisierungsverhältnisse zu beziehen ist; welche Verständnismöglichkeiten für autobiographische Schriften als theologische Texte sich daraus ergeben könnten.

Davis' narrativer historiographischer Stil ist insgesamt und bis in den fiktionalen Prolog hinein gewiß nicht als Theorieverzicht zu verstehen, sondern läßt sich auf die verwendeten theoretischen Konzepte hin befragen und ist am besten als eine verdichtete, äußerst knappe Form zu lesen, die sich beim Explizieren methodischer, hermeneutischer, theoretischer Gedanken nicht lange aufhält und übrigens auch die eigenen, neuen Ergebnisse nur selten eigens kennzeichnet. Das macht die Studie zu einer außerordentlich gut, ja spannend zu lesenden, was sich auch in den zusammenfassenden Bemerkungen des Schlußteils nicht ändert. Auch hier bietet Davis keine Verallgemeinerungen, keine Typisierungen, keine Modelle zur Einordnung der einzelnen Frauen. Diese asketische Haltung gegenüber bestimmten historiographischen Stilen ist Programm: Es

kommt ihr gerade auf die prinzipielle Gleichzeitigkeit der drei exemplarischen Lebensformen an und auf die Sensibilisierung für Mobilität, Mischungen und Spannungen innerhalb der europäischen Kulturen (212). Die Anordnung der drei Einzelstudien abweichend von der Chronologie der Lebensdaten soll ebenfalls keine implizite (Ab-)Wertung im Rahmen eines Frauen-Fortschrittsmodells andeuten, sondern hat einen analytischen Sinn.

Die Vielfalt des Gelebten, Erlebten und Beschriebenen gehört nun zwar einerseits in ganz unterschiedliche religiöse und geographische Milieus hinein. Andererseits, das wird in Davis' Bemerkung zur Anordnung ihrer Einzelstudien deutlich, sind diese auch nicht ganz ohne Beziehungen zueinander. Das Verbindungsglied sind die europäischen Machtverhältnisse in ihren Innen- und Außenaspekten. Davis formuliert, indem sie Foucaults Modell von Macht „as omnipresent in ‚force relations‘ throughout society“ aufgreift: „Glikl bas Judah Leib, Marie Guyart de l'Inclination, and Maria Sibylla Merian also carried power relations with them.“ (211) Ihr eigenes Machtkonzept setzt damit die einzelnen Personen ins Zentrum und betont deren Aktivitäten im Umgang mit den Machtverhältnissen. Daß Davis ihre einzelbiographischen Studien im Lichte eines solchen Konzeptes angelegt hat, ist eine nicht nur für geschlechtergeschichtliche Fragen wichtige Grundentscheidung. Zugleich fragt sie damit bei ihrer Arbeit ganz präzise nach dem, was einzelbiographische Studien zu leisten vermögen, ohne sich mit der Demonstration von individueller Besonderheit oder der Illustration von strukturellen Widerspiegelungen zu begnügen. Ein wichtiges Ergebnis der Studien ist die Rolle von Religion als kreativem Nährboden für die intellektuellen und künstlerischen Aktivitäten der drei Frauen. (Nähere Aufmerksamkeit würde in diesem Zusammenhang auch die jeweilige Verarbeitung von Repressions- und Gewalterfahrungen vor dem Hintergrund der drei religiösen Traditionen verdienen: Bei Glikl wäre das immer wieder neu mit Gott debattierte und in Geschichten gekleidete Thema der Geduld ein Ansatzpunkt; bei Marie de l'Incarnation und Maria Sibylla Merian wären die religiösen Aufbrüche ins Kloster bzw. zu den Lbadisten und die jeweils angeschlossenen erneuten geographischen Aufbrüche in „neue Welten“ vielleicht ebenso als hoffnungslose Absage an heimisch-christliche Machtverhältnisse zu verstehen wie Glikls Messias Hoffnungen.)

Weiterhin sind die Haushalte als bestimmende Faktoren auszumachen, die über die Zugänglichkeit von Bildung, Ausbildung, Arbeitsfeldern, räumlicher Mobilität für die Frauen sehr erheblich mitentschieden; die Rolle von Vätern, Brüdern, Ehemännern, Beichtvätern, Söhnen ist in Davis' Darstellungen als Marginalisierungs- und zugleich Ermöglichungsfaktor herausgearbeitet, während daneben die Rollen der Mütter, (Ordens-)Schwestern, Töchter auch erkennbar sind, aber durchaus noch mehr Aufmerksamkeit lohnen würden. Jede der drei untersuchten Frauen, so Davis' These, nutzte ihren marginalen Ort als Grenzgebiet zwischen kulturellen Vorratslagern und gestaltete ihn um als lokal bestimmtes Zentrum kreativer Aktivitäten (210). Zumindest der Beginn ihrer jeweiligen kreativen Aktivität war mit der Führung eines Haushalts verbunden (204f.). Das, was Davis als die wichtigste Gemeinsamkeit der drei Frauen ansieht, „their manner of work, a women's version of an artisanal-commercial style“ (203), wird so auf ihre Rollen in den jeweiligen Haushalten bezogen, in denen sie lebten



(wobei ich durchaus auch einen Klosterhaushalt einbeziehen würde). Diese Befunde stimmen mit denjenigen Merry Wiesners und Lyndal Ropers zur weiblichen Arbeitsidentität in dieser gesellschaftlichen Schicht überein und zeigen, daß Frauen ihren marginalen sozialen Ort „Haushalt“ nutzen mußten und konnten, wenn sie sich an eigene intellektuelle und künstlerische Unternehmungen begaben: „In all three cases, cultural visions and artifacts – the storied autobiography, the mystical expression and New World writing, the life histories of insects on their plants – were created from a marginal place. But that place did not have the sterility or low quality assigned to the word ‘margin’ in the modern economic usage that thinks in terms of profits. Rather, it was a borderland between cultural deposits that allowed new growth and surprising hybrids.“ (210)

Interessant ist Davis’ Verfahren, mit dem sie Marginalisierungs- und Machtverhältnisse sichtbar macht. Sie setzt bei den religiösen, kulturellen und Geschlechter-Differenzen an, sammelt die Äußerungen der jeweiligen Autorin und konfrontiert sie mit Positionen der „anderen Seite“, soweit sie überliefert oder aus verstreuten Informationen ansatzweise rekonstruierbar sind. So gelingt es ihr, mit Hilfe zeitgenössischer Quellen entlang verschiedener Linien für jede der drei Frauen ein Macht- und Marginalisierungsprofil zusammenzustellen.

Diese schon im Ansatz eher Differenzen und Konflikte betonende Linie der Darstellung mündet hier und da in explizit kritische Würdigungen. Glik bas Judah Leib, die eine europäische Überlegenheit über „Wilde“ als selbstverständliche Vorstellung in eine Geschichte einbaut, Marie de l’Incarnation, die die Christianisierung der kanadischen UreinwohnerInnen für fraglos notwendig und für ihre Lebensaufgabe hält, Maria Sibylla Merian, die Sklavenbesitzerin – sie bieten in diesen Hinsichten Anlaß zum Fragen. Eine andere Methode der Kontextualisierung hätte den Schwerpunkt vielleicht eher darauf gelegt, die Zweifellosgkeit der jeweiligen Positionen aus dem jeweils eigenen kulturellen Hintergrund zu erklären und verständlich zu machen. Darauf verzichtet Davis (an diesen Stellen würden monographische Studien zu den drei Frauen durchaus noch einiges beibringen können) und setzt statt dessen ein weiteres Mal Positionen nebeneinander: Marie de l’Incarnations Briefe nach Hause, d. h. an französische Ursulinenklöster und an ihren Sohn (Priester und Benediktinermönch), vergleicht sie in ihren Aussagen über die kanadischen Missionierten mit denjenigen der männlichen, jesuitischen Missionare und nutzt die Gegenüberstellung zu einer Würdigung der Positionen in ihrer jeweiligen Entstehungsgeschichte und hinsichtlich des Geltenlassens unbeflußter Bereiche der „anderen Seite“ – Unkenntnis der vom eigenen, europäischen Lebensstil abweichenden indianischen Lebenszusammenhänge infolge strenger Klausur der Ursulinen auch in Kanada war bei Marie de l’Incarnation und den anderen Ursulinen ihrer Niederlassung mit größerer Toleranz und Akzeptanz gepaart, während die Jesuiten ihre reisend und in den Dörfern mitlebend gewonnenen weiteren Kenntnisse von Lebensweisen der UreinwohnerInnen mit stärkerer Abwertung und größerem Bedürfnis nach umfassender kultureller Veränderung verbanden.

Die Analyse, die auf diese Weise auch als wissenschaftlicher Text immer wieder dialogisch strukturierte Passagen hat, ist zum größten Teil in die Darstellung integriert. Vor

dem Hintergrund des fiktionalen Prologgesprächs erscheint die schreibende, die Darstellung reflektierende und organisierende Historikerin mit ihren Fragen und Bewertungen als eine weitere narrative Stimme, die über lange Strecken bescheiden zurücktritt, indem sie den Stimmen aus den Quellen ihren Platz zuweist und sie dann ausführlich zu Wort kommen läßt. Davis' Überschrift für den ersten Teil über Glikl bas Judah Leib – „Arguing with God“, mit Gott debattierend – ließe sich in abgewandelter Form durchaus auch auf ihr eigenes historiographisches Unternehmen anwenden: *arguing with women on the margins*, mit Frauen an den Rändern debattierend – das ist es, was sie auf wissenschaftlich und literarisch fesselnde Weise detailreich und reflektiert tut, was eine Fülle von Einsichten vermittelt und den Prozeß des Fragens, Zuhörens und Debattierens als mindestens so wichtig und spannend wie die Ergebnisse herausarbeitet. Einige Einwände und offene Fragen, die aus meiner Sicht festzuhalten sind: Für Glikls Autobiographie ließen sich andere Gattungsvorbilder plausibler machen als die von Davis genannten ethischen Testamente, etwa die jüdisch-deutschen Frauengebetbücher mit ihren an Situationen und Stationen weiblicher Lebensgeschichten orientierten Gebeten oder die in jüdisch-deutschen Moralbüchern geforderten moralischen Rechenschaftslegungen mit ausdrücklichem Verweis auf geschäftliche Bilanzbücher. Für Marie de l'Incarnation wäre nach ihrer eigenen Rollendefinition und ihrem eventuellen Selbstverständnis als Apostelin genauer zu fragen, auch wenn ihr Sohn ihr nur den eingeschränkten Titel „femme Apostolique“ (was verstand er genauer darunter?) zugestehen wollte, zumal sie selbst einer indianischen christlichen Missionarin den Apostelin-Titel durchaus beilegte (107/111) und dieser Titel bei der Entstehung des Ursulinen-Ordens durchaus auch von männlichen Theologen programmatisch verwendet wurde (dazu Anne Conrad: *Zwischen Kloster und Welt. Ursulinen und Jesuitinnen in der katholischen Reformbewegung des 16./17. Jahrhunderts*. Mainz 1991, 219f.).

Zur deutschen Ausgabe ist zweierlei anzumerken. Erstens wurden einige Ergänzungen gegenüber der englischen Ausgabe vorgenommen, etwa in den Anmerkungen und bei Literaturangaben. Sehr wichtig ist die Abbildung eines Neufundes mit der bisher einzigen bekannten eigenhändigen Unterschrift Glikls; Davis' Rekonstruktion der von Glikl verwendeten Namensform ist durch dieses Dokument nun zweifelsfrei bestätigt. Zweitens wurden einige Änderungen vorgenommen, die weniger erfreulich sind; so sind die „margins“ aus dem deutschen Titel verschwunden, und das Register ist gekürzt. Die Übersetzung ist leider an vielen Stellen so ungenau, daß nach Möglichkeit besser die englische Ausgabe zu benutzen ist. Ich habe deshalb nach dem englischen Original zitiert und selbst übersetzt.

Die historiographische Gattung der Biographie, die sich gegenwärtig auch neuer wissenschaftlicher Aufmerksamkeit erfreut, ist nach den strukturgeschichtlichen Schärfungen des historischen Bewußtseins und nachdem in vielen einzelnen historischen Spezialzweigen eine Fülle von Detailwissen erarbeitet wurde, wahrlich keine leicht zu handhabende wissenschaftliche Form. Enthält doch jedes einzelne Menschenleben seinen Teil an strukturellen Verknüpfungen und Problemen, ohne darauf reduzierbar oder davon ablösbar zu sein, ist doch in jeder Lebensgeschichte eine Fülle von Themen

präsent, die einzeln zum Teil historisch gut erforscht sind, so daß eine fundierte historische Biographie in ihrer Zusammenführung der verschiedenen wissenschaftlichen Teilbereiche und Themenfelder zu einem höchst anspruchsvollen Unternehmen wird. Natalie Zemon Davis hat mit ihren „women on the margins“ zu dieser schwierigen historiographischen Gattung einen bedeutenden Beitrag geliefert, in dem sie nicht nur in zahlreichen Einzelfragen eine Fülle von Forschungsliteratur und Quellen verarbeitet und zu neuen Ergebnissen kommt. Besondere Beachtung verdient daneben die durchdachte Konzeption ihres Buches: Die Basis von drei untersuchten Frauen nötigt zum sorgsamem, differenzierenden Umgang mit den analytischen Kategorien von Geschlecht oder Religion, den Davis durch die Berücksichtigung von Perspektiven aus anderen Kulturen zudem um interkulturelle Differenzen und Mischungen erweitert. Die narrative Darstellung gehört ebenfalls zu dieser Konzeption und verlangt Aufmerksamkeit für Formulierungen sowie für die Reihenfolge und Auswahl von Themen – weshalb die Ungenauigkeit der deutschen Fassung besonders zu bedauern ist.

Gabriele Jancke

GERDA LERNER: Die Entstehung des feministischen Bewußtseins. Vom Mittelalter bis zur Ersten Frauenbewegung. Frankfurt a. M., New York: Campus 1995 (424 S.).

Gerda Lerner ist eine Pionierin der „women's history“. Eines ihrer Bücher, *The Majority Finds Its Past* (1979, deutsche Übersetzung 1995), avancierte zu einem Klassiker der feministischen Geschichtsschreibung. Vor großen Themen ist sie nie zurückgeschreckt. Obwohl es in den achtziger Jahren unfein wurde, „das Patriarchat“ zu attackieren, suchte sie über viele Jahrhunderte und Länder hinweg nach dessen Ursprung (*Die Entstehung des Patriarchats*, 1991). Ihre neueste Publikation schließt sich vom Titel und vom Inhalt her an dieses vorhergehende Werk unmittelbar an und ist nicht minder ambitioniert. Der „Entstehung des Patriarchats“ folgt nun die „Entstehung des feministischen Bewußtseins“.

In diesem Opus Magnum legt Lerner dar, welche Hürden Frauen zu überwinden hatten, um zu einem kritischen Bewußtsein ihrer selbst im historischen Prozeß zu gelangen und ihre volle Anerkennung als Menschen einzufordern. Lerner's Kernthese lautet: „Frauen mußten ihre Energie dafür verwenden, das Rad wieder und wieder, Generation nach Generation, neu zu erfinden“ (S. 200). Während Männer „auf den Schultern von Riesen“ (Bernhard de Clairvaux/Isaac Newton, zit. S. 200) stehen konnten und so voneinander durch die Weitergabe des Wissens von einer Generation zur nächsten profitierten, mußten sich Frauen gegen die Autorität der „großen Männer“ stellen, die ihnen durch ein jahrtausendealtes Denken jegliche intellektuelle Befähigung, ja sogar ihr Menschsein absprachen. Ihr Forschen, Fragen und Schreiben, selbst ihr Denken mußten Frauen erst rechtfertigen, bevor sie hoffen konnten, ernst genommen und gehört zu werden. Benachteiligt in Erziehung und Bildung waren Frauen abgeschnitten vom Wissen über die Arbeiten ihrer Vorgängerinnen, von denen in historiographischen

Werken ohnehin nicht mehr überliefert war als „von den Spuren eines Schiffes im Meer“ (Anna Maria van Schurman, zit. S. 321). Jede von ihnen mußte so argumentieren, als hätte keine vor ihr je Ähnliches gedacht, geschrieben und geäußert.

Gefühle der Minderwertigkeit und Unterlegenheit, der Isolierung oder der Gefährdung aufgrund ihres Andersseins begleiteten Frauen auf diesem Weg. Die Beziehung der Frauen zur Geschichte sieht Lerner deshalb geprägt von Diskontinuität. Ihre individuelle und kollektive Entwicklung wurde durch Brüche und Lücken in der Überlieferung verzögert und behindert. Das Fehlen einer Frauengeschichte war für kluge Frauen laut Lerner „wahrscheinlich das größte Hindernis von all denen, die ihrer intellektuellen Entwicklung entgegenstanden“ (S. 29).

Die Autorin definiert „feministisches Bewußtsein“ als die Einsicht von Frauen, daß sie erstens „einer untergeordneten Gruppe angehören“, zweitens „als Gruppe unter Mißständen leiden“, drittens, „daß ihr untergeordneter Status nicht naturbedingt, sondern gesellschaftlich produziert ist“, daß sie viertens „sich mit anderen Frauen zusammenschließen müssen, um die Mißstände abschaffen zu können“, und schließlich, „daß sie eine Gegenvision von einer gesellschaftlichen Ordnung erarbeiten können und müssen, in der Frauen wie Männern Autonomie und Selbstbestimmung zustehen“ (S. 30 f). Diese ursprünglich vom Begriff des Klassenbewußtseins abgeleitete Konzeptualisierung hat, wie Lerner selbst zugibt, ihre Schwächen. Weder trägt sie den Unterschieden zwischen Frauen, die ihrerseits Anderen gegenüber unterdrückend sein konnten, Rechnung, noch spiegelt sie das positive Verständnis von Weiblichkeit wider, das einige Frauen innerhalb einer „Frauenkultur“ entwickelten. Doch bietet sie eine klare politische Verantwortlichkeit an, die heute, wo Dekonstruktion Konjunktur hat, erstaunlich anmutet. Außerdem wird es auf diese Weise möglich, den Beginn feministischen Denkens weit in der Zeit zurückzusetzen.

War es bisher üblich, dies im 19. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Frauenrechtsbewegung anzusiedeln, so wurde inzwischen bereits Christine de Pizan um 1400 als Vorgängerin reklamiert. Lerner hingegen geht noch weiter zurück bis in das frühe Mittelalter. Ihr zufolge haben Frauen immer versucht, dem patriarchalen Denken zu widersprechen und es zu überwinden. Belegbar ist dies für die hier behandelten westlichen Kulturen durch schriftliche Quellen ab dem 7. Jahrhundert. In Heiligenviten, geschrieben von Nonnen über verstorbene Leiterinnen ihrer Klostersgemeinschaft, sieht sie frühe Versuche einer Frauengeschichte. Klosterfrauen waren es auch, die einerseits mit den vernichtenden Verdikten ob der angeblichen weiblichen Unfähigkeit heftig rangen, andererseits tapfer das Wort ergriffen, um ihre davon abweichenden Gedanken zu äußern. Überhaupt wurde der Kampf der Frauen um Gleichheit im Mittelalter zunächst als Kampf um religiöse Gleichheit ausgetragen. Deshalb beschäftigt sich Lerner Buch in mehreren Kapiteln mit den Mystikerinnen und der feministischen Bibelkritik. Die Mystik, die Erkenntnisse nicht durch Ratio und Logik, sondern durch Intuition und „Schau“ gewann, kam Frauen entgegen, da ihnen die Fähigkeit zu rationalem Denken abgesprochen und eine formale Bildung vorenthalten wurde. Mystikerinnen entwarfen in ihren Visionen alternative Weltbilder von großer Radikalität. Sie formulierten einen weiblichen Gottesbegriff und beschrieben Gott gleichermaßen als Frau wie als

Mann, sie sahen die Beteiligung von Frauen als unabdingbar für die Erlösung der Menschen, und sie begannen eine gezielte und wissenschaftliche Bibelkritik. Die Mystikerinnen verstanden es, andere Menschen von der Wahrhaftigkeit ihrer Visionen zu überzeugen und gewannen auf diese Weise eine Autorität, die es ihnen erlaubte zu sprechen. Paradoxerweise konnten sie gerade durch mystische Versenkung und Rückzug von der Welt das Gebot des Schweigens, das den Frauen auferlegt war, überwinden.

Dieses paradoxe Muster findet sich aber auch noch am anderen Ende der zeitlichen Skala in Leners Darstellung, etwa bei der Dichterin Emily Dickinson im 19. Jahrhundert. Sie wird als Beispiel für die Überwindung der Beschränkungen durch Kreativität herangezogen. Doch wird gerade bei ihr der hohe Preis deutlich, den Frauen, die diesem Modell folgten, zu zahlen hatten: Dickinson wählte den Weg der Ehelosigkeit, verließ das Haus des Vaters nie, und fast keines ihrer Gedichte wurde vor ihrem Tod veröffentlicht.

Mit der im gleichen Jahrhundert auftretenden organisierten Frauenbewegung, die nicht mehr den Rückzug, sondern die Einmischung praktizierte, endet das Buch. Die Autorin plant einen dritten Band über die Entwicklung der modernen Frauenbewegung. Das ist überaus wünschenswert, zumal gerade Lerner aufgrund ihres Lebenswegs (als Jüdin mußte sie 1938 Österreich verlassen) dazu besonders befähigt ist. Ihre beiden Schwerpunkte im englischen und im deutschen Sprachraum sind dem vorliegenden Buch denn auch deutlich anzumerken. Die romanischen Länder kommen zu kurz, alle anderen Regionen und Länder Europas werden kaum mehr als gestreift. Bei einem Projekt dieser Größenordnung läßt sich eine Gewichtung und damit Ungleichbehandlung wohl nicht vermeiden. Bedauerlich ist dies dennoch. Haben etwa die Frauen Skandinaviens oder Osteuropas nichts beigetragen zur Entwicklung des feministischen Bewußtseins? Nicht nachvollziehbar ist es schließlich, warum ausgerechnet die Frauen der Revolutionen, zuallererst die der französischen Revolutionszeit, ausgelassen werden. Waren es nicht die Pariser Marktfrauen, die den Gang der Revolution so nachhaltig vorantrieben? War es nicht Olympe de Gouges, die 1791 mutig formulierte: „Die Frau ist frei geboren und bleibt dem Manne gleich an Rechten“? Und mußte sie nicht für ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlen? Auch wenn die napoleonische Zeit viele revolutionäre Errungenschaften wieder zunichte machte, so waren sie deshalb nicht wirkungslos, wie Lerner en passant bemerkt (S. 328). Vielmehr war zum Beispiel mit der „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin“ ein Maßstab vorgegeben, der auf Dauer nicht mehr ignoriert werden konnte. Sicher ein Meilenstein in der Entwicklung des feministischen Bewußtseins, der hier zu Unrecht übergangen wurde.

Problematischer noch sind Leners Konzeptualisierungen von Mutterschaft und Schwesternschaft als einheitsstiftende Begriffe für Frauen und damit ihr methodischer Ansatz an sich. Während sie die „Rituale der Mutterschaft“ idealisiert als Stärkungen, die von gegenseitiger Hilfeleistung und nachbarschaftlicher Unterstützung unter Frauen geprägt waren (S. 151), erscheint Schwesternschaft immer wieder als Voraussetzung auf dem Weg des wahren Feminismus: „Frauen erschufen aus ihren Körpern neues Leben und erhielten es durch Nähren und mütterliche Fürsorge, und zwar in Kontakt mit anderen Frauen, unterstützt von spezifisch weiblichen Gebeten und Ritualen. Diese

Erfahrung, die Frauen als große Stärke empfanden, ließ eine Bindung zwischen den Frauen entstehen.“

In diesem Zusammenhang sieht sie eine „potentiell vereinigende Wirkung von Mutterschaft“ (S. 151). Es wird somit ein ahistorisches, statisches Bild von Mutterschaft entworfen, das bestimmte Erfahrungen als gegeben voraussetzt. Aspekte wie Neid, Konkurrenz und Mißgunst unter Frauen, die gerade im Zusammenhang von Schwangerschaft, Geburt und Mutterschaft aktualisiert werden konnten, werden dabei ignoriert. Im Falle der Schwesternschaft wird ebenso ahistorisch nach einem „alle verbindenden Ideal“ (S. 326) als Voraussetzung für gesellschaftliche Veränderung gefragt. Ist aber ein solcher Begriff geeignet, „das den Frauen Gemeinsame“ zu bezeichnen, wie sie meint (S. 325), oder stellt er nicht vielmehr eine Rückübertragung in die Geschichte dar, weil er ein Gruppenbewußtsein von Frauen als Frauen postuliert? Schwierig ist auch das allzu optimistische Ende des Buches, wo Lerner ein unilineares Geschichtsbild entwirft. Die Erkenntnisse feministischer Wissenschaft sieht sie stark genug, „das Zeitalter der patriarchalen Hegemonie“ (S. 334) zu beenden und vermittels eines unumkehrbaren Durchbruchs im Denken den „Beginn einer neuen Epoche“ (S. 335) einzuleiten.

Der Autorin sind auch manche Verallgemeinerungen unterlaufen, die vermeidbar gewesen wären. Doch wer „den großen Wurf“ wagt, macht sich angreifbar im Detail. So war das „*ius primae noctis*“, das Recht des Lehnsherrn auf die erste Nacht mit der Braut seines Hörigen, keineswegs sehr weit verbreitet, und die absichtliche Tötung weiblicher Neugeborener ist statistisch nicht genügend belegt, um sie als eine Form der Geburtenkontrolle bezeichnen zu können. Die These vom angeblichen „mittelalterlichen Frauenüberschuß“ wird heute nur noch stark relativiert vertreten, und bei den Beginnen gab es auch Männer, die sich der Bewegung anschlossen. Diese wurden Begarden genannt, waren weit weniger zahlreich als die Beginnen und häufig in der Krankenpflege tätig.

Doch sollte diese Kritik nicht dazu verleiten, das Buch vorschnell zur Seite zu legen. Im Gegenteil: Lerner hat mit ihren klaren Thesen einen herausragenden und herausfordernden Forschungsbeitrag geleistet. Ihr Buch beeindruckt zudem durch einen großen Materialreichtum. Viele der von ihr vorgestellten Frauen sind bisher wenig bekannt, in bezug auf die bekannteren unter ihnen aber bietet sie neue Sichtweisen oder eine Einordnung in einen Gesamtzusammenhang an. Es gelingt ihr beispielhaft, diese Personen anhand der Fragestellung epochen- und länderübergreifend miteinander zu verknüpfen und damit eine Entwicklung im Denken von Frauen aufzuzeigen. Das ganze Ausmaß der Verbiegung und Verhinderung wird so einerseits noch einmal erschreckend deutlich, andererseits können die Leistungen der Frauen vor diesem Hintergrund um so mehr gewürdigt werden. Die Frage, warum es keine Frauen als Gründerinnen von großen wissenschaftlichen und theoretischen Schulen gegeben hat, beantwortet Lerner aufgrund ihrer Arbeit: „Diese Frauen hat es gegeben“ (S. 65), doch sie wurden in den Darstellungen der Vergangenheit nicht genügend hervorgehoben und gewürdigt (S. 34). Dies zu ändern, ist ihr mit ihrem Buch wirklich gelungen.

Lucia Koch

OLWEN HUFTON: *The Prospect Before Her. A History of Women in Western Europe.* Bd. 1: 1500-1800. London: HarperCollins Publishers 1995 (654 S.)

Kaum ein zweites historiographisches Genre hat so viele Tücken wie die Überblicksdarstellung. Jede notwendigerweise auf Systematisierung angelegte Gesamtschau droht – wie französische Philosophen in ihren Abschiedsgesängen auf die Meistererzählung nicht müde werden zu betonen –, sich in den Fallstricken der Teleologie zu verfangen und die Vielschichtigkeit historischen Geschehens in die Banalität von Modernisierungs- respektive Verfallsgeschichten zu verwandeln oder qua positivistischer Aneinanderreihung möglichst vieler Fakten komplexe historische Dynamiken zum Verschwinden zu bringen.

Diese Schwierigkeiten elegant gemeistert und gleichzeitig erstmals eine überdies gut lesbare Gesamtschau der europäischen Frauengeschichte in der Frühen Neuzeit vorgelegt zu haben, ist das große Verdienst von Olwen Huftons großem Werk. Auf über 600 Seiten behandelt die britische Historikerin die unterschiedlichsten Aspekte aus 300 Jahren weiblichen Lebens in England, Spanien, Frankreich, den Niederlanden und den deutschsprachigen Gebieten, ohne jemals der Versuchung zu vorschnellen Verallgemeinerungen zu erliegen. In zwei großen Abschnitten verfolgt Hufton in den ersten sechs Kapiteln den weiblichen Alltag von der Verlobung bis zum Witwenstand. Die folgenden sechs Kapitel beschäftigen sich mit Einzelaspekten der Frauengeschichte der Frühen Neuzeit: mit Frauen vor Gericht, mit Prostituierten, Hexen, religiösen Frauen, Schriftstellerinnen und den Frauen der großen und kleinen Revolten. Im letzten Kapitel sucht sie entlang zweier fiktiver „Paraden“ von Frauengestalten – eine um 1500, die andere um 1800 –, angefangen von der adeligen Dame des 16. Jahrhunderts über die Hexen, die Nonnen, die Bäuerinnen des 17. Jahrhunderts bis zur Barrikadenkämpferin der Französischen Revolution, die Kontinuitäten und Veränderungen dieser drei Jahrhunderte Frauengeschichte zusammenzufassen, indem sie benennt, welche Frauengestalten von 1500 verschwunden sind und welche neu hervortreten.

Differenziert und höchst behutsam ist Huftons Umgang mit den Quellen. Sie weiß eine breite Palette gedruckter Quellen, angefangen von der Ratgeberliteratur über die Bibel und volkstümliche Mythen bis hin zu antiken Texten aus Recht und Medizin, mit der gebotenen Vorsicht zu interpretieren. Überdies nutzt sie bildliche Quellen, ohne sie auf ihren dokumentarischen Charakter zu reduzieren, und problematisiert den Aussagewert der im Rahmen von Gerichtsverfahren protokollierten Äußerungen.

Beeindruckend ist freilich nicht nur die behutsame Lesart, sondern auch die Vielfalt der Quellen, die wiederum mit der Vielfalt der Perspektiven der Autorin korrespondieren. Hufton vermag diese unterschiedlichen Blickwinkel so ineinander zu verweben, daß Mikrogeschichten, etwa über einzelne Hexen, genauso viel Aufmerksamkeit geschenkt wird wie statistischen Erhebungen über das Heiratsalter oder rechtshistorischen Studien über die Lage der Witwen. Gleichzeitig werden wirtschaftsgeschichtliche Analysen und mentalitätsgeschichtliche Überlegungen zur weiblichen Arbeitsidentität berücksichtigt, so daß die vielen Facetten, die in der Hexenverfolgung eine Rolle spielten, sich gegenseitig erhellen und auch relativieren.

Der Vergleich zwischen einzelnen Regionen und Ständen führt zu weiteren Differenzierungen. So verdeutlicht Hufton, wie sehr die Stellung der Witwe je nach Alter, Kinderzahl und innerfamiliärem Status variierte; wie unterschiedlich in einzelnen Regionen mit Witwen umgegangen wurde – in Italien war die rechtliche Stellung erheblich schlechter als etwa in weiten Teilen des Alten Reiches –, und wie wichtig die berufliche Situation der jeweiligen Familien war: Bedeutete die Witwenschaft über den persönlichen Verlust des Mannes hinaus für eine Bäuerin auch eine ökonomische Bedrohung, der sie nur durch Wiederverheiratung begegnen konnte, so bot manche Zunft Meisterwitwen die Möglichkeit, das Handwerk des Mannes selbständig und weit unabhängiger als zu Lebzeiten des Gatten weiterzuführen.

Diese differenzierte Lektüre der Quellen, die Vielfalt der Perspektiven und der Vergleich zwischen Regionen und Ständen schützen die Autorin nicht nur davor, sich in den Fallstricken simpler Modernisierungs- und Verfallsgeschichten zu verfangen, sondern eröffnen gleichzeitig die Möglichkeit, den spezifischen Chancen und Begrenzungen weiblichen Lebens in der Frühen Neuzeit auf die Spur zu kommen. So schildert sie ausführlich, welch hohe Bedeutung die Religion für die vielen Frauen hatte, die sich nach der Reformation in religiösen Laiengemeinschaften und den vielen Konventen zusammenfanden, die sich um die Erziehung der weiblichen Jugend und die vielfältigen Formen einer insbesondere auf Frauen zugeschnittenen Sozialarbeit – erinnert sei an Aussteuerinstitute wie auch Heime für gefallene Mädchen – kümmerten. Ebenso ausführlich erhellt Hufton die Hintergründe der Prostitution und vermag zu zeigen, daß sich hier für einige wenige Konkubinen einflußreiche Positionen am Hofe oder im Patriziat eröffneten, während für die große Masse der Frauen aus den untersten Ständen Prostitution nur eine der vielen verschiedenen Verdienstmöglichkeiten bot, die sie je nach wirtschaftlicher Lage nutzen mußten.

Gewiß bleibt bei einem solchen Panoptikum weiblichen Lebens in der Frühen Neuzeit unweigerlich auch einiges auf der Strecke: Die deutschsprachigen Gebiete werden zuweilen etwas stiefmütterlich behandelt; bei der Untersuchung des weiblichen Arbeitslebens vermißt man eine eingehendere Würdigung der Hausarbeit, und Huftons starke Konzentration auf Erwerbsarbeit erscheint zuweilen als eine allzu moderne Perspektive; auch fällt die Zurückhaltung auf, die die Autorin bei der Untersuchung der emotionalen Aspekte des frühneuzeitlichen Ehelebens hat walten lassen. Das alles sind freilich Mängel, die angesichts der Fülle des verarbeiteten Stoffes und seiner souveränen Darstellung den Wert des Buches nicht schmälern.

Zum Schluß des Buches, vor dem Hintergrund der zwei „Paraden“ aus 300 Jahren Frauenleben, stellt sich allerdings die freilich mangels Forschungen noch nicht zu beantwortende Frage, inwiefern eine geschlechtergeschichtliche Gesamtschau im Unterschied zu einer frauengeschichtlichen andere Möglichkeiten geboten hätte, der Banalität von Verfalls- und Modernisierungsgeschichten zu entkommen, und inwiefern sie tiefere Einsichten in die historischen Dynamiken – die, das sei als einziges Manko angemerkt, etwas zu kurz kommen – eröffnet hätte.

Rebekka Habermas



HADUMOD BUSSMANN/RENATE HOF (Hg.): Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften. Alfred Kröner Verlag: Stuttgart 1995 (Kröners Taschenausgabe; Bd. 492), 470 S.

Der hier zu besprechende Band scheint schon wenige Monate nach seinem Erscheinen zu einem Klassiker zu werden. Er schreibt ein wichtiges Stück Wissenschaftsgeschichte und liefert zugleich einen aktuellen, bibliographisch hervorragend dokumentierten Forschungsbericht: Es geht um den Einfluß, den Frauenforschung, *gender studies* und im weitesten Sinne feministische Wissenschaftstheorien auf die verschiedenen Geistes- und Kulturwissenschaften ausüben, sowie um die strukturellen und inhaltlichen Veränderungen, die dieser Einfluß in den letzten Jahrzehnten hervorgerufen hat. Die große Kohärenz und Kompaktheit der Darstellung ist um so bemerkenswerter, als der behandelte Gegenstand ein derart vielschichtiger, ständig in Bewegung befindlicher Wissenskomplex ist, daß seine Aufarbeitung in der Form eines Handbuchs, das zugleich als Einführung und als Nachschlagewerk dienen kann, zunächst als ein äußerst schwieriges Unterfangen erscheint. Daß die Herausgeberinnen und Autorinnen diese Herausforderung jedoch mit bewundernswerter Stringenz und Energie bewältigt haben, mag nicht zuletzt daran liegen, daß hier Wissenschaftlerinnen und Dozentinnen schreiben, die selbst an der Einführung geschlechterspezifischer Fragestellungen einen wichtigen Anteil haben.

Der als Titel gewählte Begriff „Genus“ (den das Buch damit definitiv in den deutschen Sprachgebrauch einführt) verweist, wie die Herausgeberinnen (S. VII-X) erläutern, auf den englischen Terminus „gender“: Bezeichnet wird damit, im Gegensatz zu dem „natürlichen“ Geschlecht im Sinne von englisch „sex“, die „soziokulturelle Konstruktion von Sexualität“. Damit verbunden ist eine eindeutige Absage an biologistische Erklärungen von Geschlechterrollen, wie sie die androzentrische Auffassung von „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ jahrhundertlang bestimmten. Selbst mit dem Aufkommen der feministischen Wissenschaftskritik der 60er Jahre und den sich etablierenden *women's studies* wird, wie Renate Hof in ihrer einführenden Überblicksdarstellung *Die Entwicklung der Gender Studies* (S. 2-33) aufzeigt, zunächst noch lange mit dem Begriff „sex“ operiert, bis sich schließlich im Laufe der 70er Jahre „gender“ als neue Analysekategorie durchsetzt. Diese negiert jede direkte „Kausalverbindung zwischen (weiblichen und männlichen) Körpern und bestimmten gesellschaftlichen Rollen“ und versucht statt dessen, „die Struktur der Geschlechter mit anderen kulturellen Kontexten und gesellschaftlichen Organisationsformen in Verbindung zu bringen“. In den letzten Jahren ist indessen an eben diesem „sex-gender-system“ Kritik laut geworden: Plädiert wird für eine Rehabilitierung verschiedener Konzepte von Körperlichkeit; die strenge Dichotomie von biologischer Sexualität und kulturell konstruierter Geschlechtlichkeit scheint heute immer weniger haltbar.

Es folgen neun Einzelbeiträge, die das langsame Eindringen der Geschlechterforschung in die einzelnen Fachwissenschaften beschreiben. Jedem der Beiträge ist eine Bibliographie beigegeben. Zu erwähnen sind auch die sorgfältig angelegten *Register* (Personen- und Sachregister S. 451-470) sowie ein abschließendes *Verzeichnis femini-*

stischer Zeitschriften (S. 448-449). Was die Verteilung der Fachbeiträge über den Band betrifft, so ist allerdings ein gewisses Ungleichgewicht zu konstatieren: Nach drei in etwa gleich langen Ausführungen zur Genus-Forschung in Philosophie (Cornelia Klinger), Theologie (Leonore Siegele-Wenschkewitz) und Sprachwissenschaft (Hadumod Bußman) folgen gleich zwei – zudem sehr ausführliche – Beiträge aus der Literaturwissenschaft (Ina Schabert und Renate von Heydebrand/Simone Winko) und dann eine m. E. eher zu kurz geratene Darstellung von seiten einer Historikerin (Elisabeth Kuppler), die obendrein den Nachteil hat, etliche Grundlagen der *gender studies* zu erläutern, die bereits in den vorangegangenen Beiträgen erwähnt und vorausgesetzt wurden. Im folgenden stellt sich jedoch das anfängliche Gleichgewicht wieder ein: Die letzten Beiträge sind den „ästhetischen“ bzw. künstlerischen Fächern gewidmet und beschäftigen sich mit der Musikwissenschaft (Sigrid Nieberle/Sabine Fröhlich), der Kunstgeschichte (Sigrid Schade/Silke Wenk) und schließlich dem Thema „Weiblichkeit und Repräsentation – aus der Perspektive von Ästhetik, Semiotik und Psychoanalyse“ (Elisabeth Bronfen).

Dennoch stellt sich angesichts des umfassenden Charakters des Bandes die Frage nach der Ausgrenzung einer Reihe von Gesellschaftswissenschaften, die von den Kulturwissenschaften nicht immer zu trennen sind und deren Problemstellungen von den Autorinnen zum Teil auch explizit übernommen werden. So wäre eine Analyse geschlechterspezifischer Fragestellungen innerhalb der Sozialwissenschaften oder, mit Blick auf die Sozialisationsmechanismen der Mädchenerziehung, in der Pädagogik oder auch den Haushaltswissenschaften sicherlich eine lohnenswerte Arbeit, die der vorliegende Band jedoch nicht leisten kann. Auch könnte man sich aus literaturwissenschaftlicher Perspektive (die jene der Rezensentin ist) fragen, ob nicht die Konzentration auf den anglo-amerikanischen und den deutschen Sprachraum eine problematische Vernachlässigung etwa der romanischen Kulturen zur Folge hat, was bei der Bedeutung, die z.B. den französischen Poststrukturalisten für die geschlechterrelevanten Differenztheorien zugewiesen wird, einigermaßen verwunderlich ist. Als Begründung ließe sich hier allenfalls anführen, daß eine entsprechende wissenschaftstheoretische Selbstreflexion der bundesdeutschen Romanistik erst vor wenigen Jahren eingesetzt hat (vgl. dazu Kroll, Renate/Zimmermann, Margarete (Hg.): *Feministische Literaturwissenschaft in der Romanistik*, Stuttgart 1995).

Das Hauptanliegen der Autorinnen, die am Ende des Bandes kurz vorgestellt werden (S. 446-447) und unter denen erfreulicherweise auch kompetente Nachwuchswissenschaftlerinnen sind, liegt, wie die Herausgeberinnen hervorheben, in einer „Bestandsaufnahme“, die „sowohl die bisherigen Ergebnisse der Auseinandersetzung mit der Kategorie Genus/*gender* resümiert als auch offene Fragestellungen [...] deutlich macht“. Um diesem Konzept gerecht zu werden, sollen im folgenden die Hauptaussagen der Einzelbeiträge vorgestellt und zueinander in Beziehung gesetzt werden, um die Gesamtentwicklung besser skizzieren zu können. Der wichtigste gemeinsame Nenner aller Beiträge – abgesehen von einem meist chronologischen Vorgehen und dem stetigen Rückverweis auf neue Einflüsse aus der amerikanischen Forschung – ist wohl die Kritik an der Langsamkeit, mit der sich die *gender studies* in den einzelnen Disziplinen etablieren,

wie anhand von konkreten Beispielen auch anschaulich vorgeführt wird. Die zögerliche Aufnahme geschlechterspezifischer Fragestellungen ist vor allem mit der jahrhundertelangen Zementierung androzentrischer Wissenschaftstheorien zu erklären, die dazu führt, daß sich die nach wie vor männlich dominierte Universitätslandschaft feministischen Theorien hartnäckig verschließt. Dabei erweisen sich einige Fachdisziplinen als regelrechte „Bastionen“, in denen die Geschlechterforschung nach wie vor marginalisiert ist und ein genereller Reformwille nur in Ansätzen erkennbar ist.

In dem ersten Beitrag des Bandes, *Beredtes Schweigen und verschwiegenes Sprechen: Genus im Diskurs der Philosophie* (S. 35-59), untersucht C. Klinger, inwiefern die abendländische Philosophie, die ja den Anspruch erhebt, „die Grundlagen ‚unseres‘ Denkens [...] zu verwalten“, die Kategorie der Geschlechterdifferenz entweder gänzlich verschwiegen oder aber insgeheim zum Zwecke der Ausgrenzung der Frau instrumentalisiert hat. Im ersten Fall definiert sich die Philosophie als die Wissenschaft vom Menschen schlechthin, wobei das scheinbar neutrale und universale Konzept des Humanen sich als ein rein androzentrischer Diskurs entlarvt, der den Anteil des weiblichen Geschlechts schlichtweg ausblendet. Im zweiten Fall sind zwei verschiedene Modelle indirekten Sprechens über Weiblichkeit auszumachen, die beide auf eine Hierarchisierung der Geschlechter abzielen. Der erste Diskurs betrifft jene Oppositionspaare, in denen sich abendländisches Denken vollzieht: In den Grunddualismen Kultur/Natur, Geist/Körper, Vernunft/Gefühl wird immer die implizite Bedeutung männlich/weiblich mitgedacht, was jedoch keineswegs einer komplementären Begrifflichkeit entspricht, sondern eine asymmetrische Polarisierung in A und Nicht-A bewirkt. Der zweite Diskurs nutzt das Denkmuster Weiblichkeit als rein metaphorische Darstellungsweise: Das Bild der Frau dient als „Spiegel und Gegenbild“, das dem Mann die Konstruktion einer stabilen Identität erleichtert. In beiden Fällen ist jedoch der absolute „Ausschluß der Frau aus den Ordnungen des Denkens“ dafür verantwortlich, daß die Philosophie wohl als diejenige Disziplin bezeichnet werden muß, „die sich am nachhaltigsten der Frage nach der Geschlechterdifferenz entzieht“.

Auch *Die Rezeption und Diskussion der Genus-Kategorie in der theologischen Wissenschaft* (S. 60-112) ist bis heute ein äußerst randständiges Phänomen, wie S. Siegele-Wenschkewitz zu zeigen weiß. Theologie und Kirche gehören nach wie vor zu den wichtigsten „Stabilisatoren des Patriarchats“ und weisen nicht selten eine „bedenkliche Nähe zu faschistischen Männerbundideologien“ auf. Dabei wurden nicht erst im Rahmen der Frauenbewegung der 70er Jahre, sondern bereits in den 20er und 30er Jahren kritische Stimmen laut, die die traditionelle Unterordnung der Frau in der Gemeinde und ihren Ausschluß aus Kirchenämtern und Wissenschaft als eine Praxis enttarnten, die keineswegs, wie immer behauptet, in den biblischen Texten verankert ist. Diese Stimmen wurden in der Nazi-Zeit rasch erstickt und auch nach dem Krieg nur sehr zögerlich zur Kenntnis genommen. Daß es dennoch zur Ausbildung einer feministischen Theologie kommen konnte, hat seinen Grund in verschiedenen, konvergierenden Entwicklungen. Im universitären Bereich hatten die feministischen Theorien jedoch noch lange den Status einer „Barfußtheologie“ ohne institutionelle Verankerung. Generell wird die „theologische Frauenforschung“ leichter akzeptiert als Formen der „feministischen

Theologie“, da die erstere weniger die Grundlagen der Disziplin in Frage stellt (so wird die Genus-Kategorie hier völlig außer acht gelassen) als vielmehr den Kanon der Forschungsgebiete um bestimmte „Frauenthemen“ erweitert. Was die theologischen Einzelwissenschaften betrifft, so wird die Frauenfeindlichkeit von Überlieferung und kirchlichem Diskurs nur ganz allmählich erkannt und durch theologische Aussagen ersetzt, die Allgemeingültigkeit für Männer und Frauen beanspruchen können.

Sogar im Bereich der modernen Sprachwissenschaft erweisen sich geschlechtsspezifische Rollenklischees gegenüber feministischer Dekonstruktion als äußerst resistent, wie H. Bussmann in ihrem Beitrag *Das Genus, die Grammatik und – der Mensch. Geschlechterdifferenz in der Sprachwissenschaft* (S. 114-160) aufzeigt. Die historischen Vorläufer des Fachs, die Grammatik und die Sprachphilosophie, können allerdings für sich in Anspruch nehmen, sich früher als jede andere Disziplin mit dem Konzept Genus beschäftigt zu haben: Als grammatikalische Kategorie bezeichnet „Genus“ seit der Antike das „Geschlecht“, wobei sich in dem deutschen Begriff die grammatische mit der biologischen Bedeutung des Wortes vermischt und so einer „ungeprüften Korrelation von Genus mit Sexus unheilvolle[r] Vorschub geleistet“ wird. Folglich wird dort, wo das grammatische Genus unter semantischem Aspekt betrachtet wird, die implizite „Verknüpfung von grammatischem, biologischem und soziokulturellem Genus“ noch durch einen weiteren Assoziationskontext überlagert, nämlich die androzentrische Ausdeutung eines solchen, vermeintlich „natürlichen“ Zusammenhangs, die von der feministischen Linguistik der letzten Jahre zunehmend analysiert wird. Auch wenn es schon in früheren Zeiten Sprachtheoretiker gegeben hat, die die Beziehung zwischen grammatischer Kategorie und biologischer Realität als arbiträr auswiesen, so haben sich doch Theorien über die „Genitalien der Sprache“, nach denen sprachliche Geschlechtsattribute als Spiegelbild biologischer Faktizität angesehen werden und das Femininum entsprechend das „markierte Negativbild des Männlichen“ darstellt, als extrem lang- und lebensfähig erwiesen. Die feministische Sprachkritik versucht nun, solche geschlechtstypischen Asymmetrien in der Sprachverwendung aufzudecken. Dies betrifft u. a. das durch Sozialisation erworbene geschlechtsspezifische Sprachverhalten: Die Unterschiede zwischen Frauensprache und Männersprache lassen sich keineswegs auf rein biologische Deutungsmodelle reduzieren. Besondere politische Virulenz hat die Diskussion über die Verwendung des sog. „generischen Maskulinums“: Hier ergibt sich für die feministische Linguistik ein Auftrag, der in alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens hineinstrahlt.

Den Kern des Bandes bilden die beiden literaturwissenschaftlichen Beiträge, die trotz des unterschiedlichen Ansatzes zusammengelesen werden müssen: Während I. Schabert *Gender als Kategorie einer neuen Literaturgeschichtsschreibung* untersucht (S. 162-204), widmen sich R. von Heydebrand und S. Winko dem Thema *Arbeit am Kanon: Geschlechterdifferenz in Rezeption und Wertung von Literatur* (S. 206-261). Daß es bei dieser Doppelstrategie gelegentlich zu Überschneidungen kommt, läßt sich wohl nicht vermeiden; problematischer für die Gesamtkonzeption des Bandes ist jedoch die Tatsache, daß I. Schabert ihrer Darstellung längere Ausführungen zur mentalitäts- und sozialgeschichtlichen Dimension von Genus voranstellt, die dem geschichtswissen-

schaftlichen Beitrag von E. Kuppler ein wenig den Wind aus den Segeln nehmen. So geht Schabert zunächst auf das teleologische Männlichkeitskonzept der Frühen Neuzeit ein. Sodann folgen Überlegungen zum Wandel des Frauenbildes im Zuge der rationalistischen Philosophie des 17. Jahrhunderts und schließlich Erläuterungen zur „Polarisierung der Geschlechtercharaktere“ im 18. Jahrhundert: Aus dem „schwachen Geschlecht“ wird jetzt das „andere Geschlecht“, das als diametral entgegengesetzt konzipiert ist. Den Abschluß der „mentalitätshistorischen“ Vorbemerkungen bildet ein Restümee zur Geschlechterdifferenz im 20. Jahrhundert, bevor nachträglich „sozialgeschichtliche Erklärungen für das dualistische Geschlechtermodell“ beigebracht werden. Erst an diesem Punkt wendet sich die Autorin der „Literarhistorie im Zeichen von Genus“ zu: Unter dem Einfluß der Frauenforschung der 70er Jahre versucht die feministische Literaturgeschichtsschreibung zunächst, den lange verleugneten Beitrag von Autorinnen zur Literaturproduktion herauszuarbeiten. Mit der Etablierung der Analysekatgorie „gender“ setzt sich dann eine „Frauen-Literatur-Geschichte“ durch, die die Andersartigkeit „weiblichen Schreibens“ in den Blick rückt und „Linien weiblicher Schreibtraditionen“ verfolgt; darüber hinaus wird jetzt eine „feministische Relektüre“ der kanonisierten Texte praktiziert. Statt also „Opfergeschichte“ zu schreiben, ist die aktuelle feministische Literaturwissenschaft vielmehr darum bemüht, „Konfigurationen weiblicher Einflußnahme aufzuspüren“, die u. a. eine Revision des Konzeptes der Autorschaft sowie neue Epochenerteilungen erforderlich machen.

R. von Heydebrand und S. Winko geht es darum, die „eklatante Unterrepräsentanz von Autorinnen im Kanon der Weltliteratur“ mit den Mechanismen der Rezeption und der Wertung zu erklären, die zur Kanonisierung von Autoren geführt haben und die jahrhundertlang ausschließlich „vom männlichen Blick gesteuert“ wurden. Zum ersten drücken sich genuspezifische Verhaltensweisen bereits bei der (privaten oder professionellen) Lektüre von Texten aus. Sodann greifen genusbezogene Vorstellungen in die Bewertung von Literatur ein, wobei einerseits subjektive Wertmaßstäbe des Interpreten eine Rolle spielen und andererseits die jeweilige aktuelle „Wertungssituation“. Darüber hinaus kommt für die Kanonisierung von Literatur vor allem kollektiven Bewertungsformen eine besondere Bedeutung zu: Die Etablierung eines „Korpus von Werken“, das heute als „wertvoll“ und „tradierenswert“ gilt, hat sich in einer jahrhundertelangen Kontinuität von androzentrischen Interpretationskriterien vollzogen, wobei Autorinnen, wenn überhaupt, nur eine sehr untergeordnete und auf bestimmte „niedere“ Formen der Literatur beschränkte Rolle zugestanden wurde. Sowohl im „materialen Kanon“ als auch im „Kriterien- und Deutungskanon“ werden Autorinnen demnach traditionell benachteiligt; dabei spielen verschiedene Ausschlußmechanismen eine Rolle, aber auch die Selektion bestimmter Teilaspekte weiblichen Schaffens und die gezielte Ausblendung weiblicher Traditionslinien. Diese Tendenzen verschärfen sich im 18. Jahrhundert mit der Dichotomisierung der Geschlechterrollen und der Festschreibung der maskulinen Genieästhetik – eine Beobachtung, die die beiden Autorinnen zur Aufstellung von 12 Thesen anregt, mittels derer „Gründe für die geringe Repräsentanz von Autorinnen im Kanon aus Besonderheiten der Genese und Tradierung des westeuropäischen Kanons seit Ende des 18. Jahrhunderts“ abgeleitet werden. Als „feministische

Konsequenzen“ werden abschließend drei Möglichkeiten einer Reaktion aufgezeigt: die Aufstellung eines materialen Gegenkanons von Autorinnen; die Erweiterung des tradierten Kanons durch Autorinnen; und schließlich die interpretatorische „Subversion“ des männlichen Deutungskanons und hier vor allem die dekonstruktive Relektüre kanonischer Texte.

Der Beitrag von E. Kuppler, der mit *Weiblichkeitsmythen zwischen gender, race und class: True Womanhood im Spiegel der Geschichtsschreibung* (S. 262-291) überschrieben ist, stellt einen Forschungsbericht im engeren Sinne dar, der allerdings exemplarisch verfährt: Gegenstand der Darstellung ist die Diskussion um die Weiblichkeitsvorstellungen („true womanhood“) des 19. Jahrhunderts, wie sie sich in der US-amerikanischen Frauengeschichte der 60er bis 80er Jahre verfolgen läßt. Kern dieser Auseinandersetzung war die Frage, wie das historische Paradox aufzulösen ist, daß die patriarchalen Weiblichkeitsmythen zum Teil von den Frauen selbst mitgetragen und propagiert wurden. Kuppler beginnt ihren Abriss mit zwei Historikerinnen der 60er und 70er Jahre: Barbara Welter analysiert als erste den „Kult der wahren Weiblichkeit“ (d. h. Frömmigkeit, Reinheit, Unterwürfigkeit, Häuslichkeit) als frauenfeindliche Unterdrückungsmechanismen; Gerda Lerner versteht die Übernahme dieser Stereotypen durch die Frauen selbst als eine „erzwungene Verinnerlichung“ (sog. Internalisierungsthese). In den 80er Jahren wird dann die „womenhood“-Ideologie ihrem historischen Kontext zurückgegeben (Caroll Smith-Rosenberg). Schließlich fordert Joan Scott gegen Ende der 80er Jahre die Einführung der gender-Kategorie im Sinne des „kulturellen Wissens über Geschlechterunterschiede“; Geschlechtergeschichte wird damit zur „Geschichte von den historischen Bedeutungen und Funktionen der Geschlechterdifferenz“. Dabei geht es auch um eine Berücksichtigung anderer gesellschaftlicher Differenzen wie *race* und *class*, mit denen *gender* in einer stetigen Interaktion steht.

Von der Geschichtswissenschaft führt der Weg zurück zu den „schönen Künsten“: Der folgende Beitrag stammt aus der Musikwissenschaft und wird von S. Nieberle und S. Fröhlich mit *Auf der Suche nach den un-gehorsamen Töchtern: Genus in der Musikwissenschaft* betitelt (S. 292-339). Ausgangspunkt ist der offenkundige Widerspruch, daß die Musik einerseits häufig durch weibliche Allegorien dargestellt wird und daß andererseits die Frau aus dem musikalischen Leben weitgehend ausgeschlossen bleibt. Folglich wird in einem ersten Schritt unter der Überschrift „Frau Musica“ die „Feminisierung der Musik“ als figurale Repräsentationsform beschrieben, die einer „Instrumentalisierung der Frau als Muse und Reproduzentin“ entspricht. In einem zweiten Schritt wird die Sprache der Musikwissenschaft als ein „gendered discourse“ verstanden. Vor allem gilt dies für das Verfahren, „musikalische Mittel mit Hilfe geschlechtlicher Konnotationen zu verbalisieren“: So gilt der Rhythmus als männliches, die Harmonie als weibliches Prinzip. In der Welt der Opern- und Konzertbühnen wird die Frau auf rein reproduktive, d. h. interpretierende Funktionen beschränkt. Darüber hinaus galten im „bürgerlichen Zeitalter“ bestimmte Instrumente als „unschicklich“, da sie „körperliche Unmittelbarkeit“ suggerierten; auch blieb das Musizieren von Frauen weitgehend auf den nicht-öffentlichen Raum beschränkt. Wo Frauen in der Musikgeschichte dennoch schöpferisch tätig waren, stellt sich heute die Frage nach einer spezifisch weiblichen

Ästhetik, die ebenso zu untersuchen wäre wie ein „weibliches Schreiben“ in der Literatur und die hier wie dort das Aufbrechen des herkömmlichen Kanons zur Folge hätte.

Auch in der Kunstwissenschaft spielt die Analyse­kategorie Genus in den letzten Jahren eine größere Rolle, wie S. Schade und S. Wenk in *Inszenierungen des Sehens: Kunst, Geschichte und Geschlechterdifferenz* beweisen (S. 340-407). Der erste Teil der Darstellung zeigt, in welchem Maße im kunsthistorischen Meisterdiskurs die Person des männlichen Schöpfergenies dominiert; weibliche Figuren treten lediglich als privilegiertes Objekt der Darstellung auf, „eingespannt in einen Rahmen“ und dem Blick des männlichen Voyeurs ausgeliefert. Das mythische Image des Künstlers verbindet sich mit Ideen der Kreativität und der Produktivität und, seit der „Verwissenschaftlichung“ der Kunst in der Frühen Neuzeit, auch mit Aspekten des Gelehrtentums; die Frau dagegen scheint als Künstlerin ungeeignet, ist das Weibliche doch ein rein re-produzierendes Prinzip. Wo Frauen eine künstlerische Tätigkeit zugestanden wird, beschränkt sich diese auf niedere Kleingattungen und auf private Sujets, die an dem großen Entwurf eines autonomen Kunstwerks keinen Anteil haben. Geschlechtsspezifische Zuweisungen beschränken sich nicht nur auf die Wahl der Gattungen und Sujets, sondern betreffen auch Material und Format der Arbeiten: So gelten Miniatur und Stilleben als „weibliche“, die Bildhauerei dagegen als „männliche“ Kunst. Im zweiten Teil des Beitrags geht es um „Bilder weiblicher und männlicher Körper“, d.h. um die Relevanz der Genus-Kategorie auf der Ebene des Dargestellten und das heißt: für die Interpretation von Kunstwerken, die als Ausdruck maskuliner Intentionen gelesen werden müssen. Offensichtlich handelt es sich bei dem Widerspruch zwischen der Idealisierung von Frauen im Bild und ihrer tatsächlichen Ohnmacht in der Realität des Künstlertums um einen „systematischen Zusammenhang“. Im Falle eines weiblichen Aktes erlaubt ein „passiv dargestellter, scheinbar verfügbarer (schlafender und liegender) Frauenkörper“ dem männlichen Betrachter unzählige Projektionen eigener Wunschvorstellungen; dabei ist der Akt meist für „private Räume“ bestimmt und der „voyeuristische Blick“ folglich ein Blick, „der selbst nicht gesehen werden will“. Männliche Aktbilder dagegen haben „öffentliche Geltung“ und werden nicht selten auf Plätzen und in öffentlichen Gebäuden aufgestellt.

Der letzte Beitrag ist der semiotisch-psychoanalytischen Literaturästhetik gewidmet (S. 408-445) und stammt von E. Bronfen. Weiblichkeit wird hier vor allem als Repräsentationsform verstanden, und zwar sowohl im politisch-ideologischen als auch im ästhetisch-philosophischen Sinn: Figuren, die „die Frau“ bezeichnen und dabei scheinbar „die Frauen“ der empirischen Realität vertreten, sie in Wirklichkeit aber gänzlich ausblenden, führen zu einer „Kluft“ zwischen dem fiktionalen Konstrukt und dem bezeichneten historischen Subjekt. Diese „Leerstelle“ wird nun mit psychischen Projektionen gefüllt, so daß gleichsam „über dem semiotisierten Körper der Frau“ eine ganze Reihe von ideologisierten Debatten geführt wird. Vor allem dienen die weiblichen Repräsentationsbilder „als Spiegel und Projektionsfläche für den sie erschaffenden Mann“, wobei es zunächst paradox erscheint, daß „die Frau“ einerseits nur als „Textualität“ existiert und dabei realiter abwesend ist, daß sie aber andererseits „als ontologischer Wert vorausgesetzt“ wird. Stereotype Vorstellungen von Weiblichkeit beschreibt Bron-

fen als eine „grobe Repräsentation der Differenz“, die rhetorisch gesehen dazu dient, „gesellschaftliche Ordnung zu dynamisieren“, indem der männliche Diskurs eigene Ängste und Wünsche in „der Frau“, d. h. „am Ort der Andersheit“ lokalisiert. So dient die Frau dem Mann als Zeichen für sein eigenes Begehren, seine Kreativität, seine Selbstentwürfe und vor allem seine Sexualität, weshalb die Überdetermination des Signifikanten Frau sie zum Stellvertreter für ganz unterschiedliche psychische Phänomene werden läßt. Folglich wirkt die „Repräsentation der Frau als Differenz, Mangel, Verlust [...] beunruhigend und bedrohlich, während die Repräsentation der Frau als Objekt der Befriedigung oder als entstelltes Selbstporträt des Mannes, als Kristallisationspunkt seiner Phantasien beruhigend und bestätigend erlebt wird.“

Im Rückblick kann man dem äußerst informativen, argumentativ durchsichtigen und meist gut lesbaren Band eine umfassende und doch präzise Aufarbeitung eines komplexen Wissensgebietes bescheinigen, das bekanntlich keine institutionalisierte, „eigenständige Disziplin“ mit einem „präzis abgesteckten Aufgabengebiet“ ist und statt dessen einen dezidiert interdisziplinären Ansatz aufweist (vgl. dazu Kopyczinski, Monika: Feministischer Diskurs und Wissenschaft. In: Kroll, R./Zimmermann, M., 1995). Dabei muß man konstatieren, daß die Genusforschung in allen beschriebenen Fachwissenschaften in den jeweiligen historischen Teildisziplinen am frühesten einsetzt und am weitesten fortgeschritten ist: Hier setzt sich der chronologisch vorangegangene Einfluß der *women's studies* fort, wobei die Eingliederung in den Wissenschaftsbetrieb hier um so leichter fällt, als es vornehmlich um eine Erweiterung um Themen aus der Geschlechtergeschichte geht, die herkömmliche Forschungsgebiete lediglich ergänzen, nicht aber grundsätzlich in Frage stellen. Weitaus schlechter ist es dagegen um eine Einführung der gender-Kategorie in nicht-historische Teilgebiete der traditionellen Fachwissenschaften bestellt: Dies erfordert eine grundsätzliche Ablösung androzentrischer Denkmuster und Diskurse durch eine neue, gender-sensible Sichtweise, die sich zwangsläufig langsamer vollzieht als die bloße Hinzunahme neuer Forschungsgegenstände. Wie resistent die männlich geprägte universitäre Wissenschaftskultur gegenüber feministischer Argumentation ist, haben die Fachbeiträge des Bandes eindringlich veranschaulicht: Hier zeigt sich, wie „vergeschlechtlicht“ Wissenschaft letztlich ist und wieviel Arbeit feministischer Forschung bevorsteht, wenn sie diese Verhältnisse bewußtmachen und langfristig verändern will. Im interdisziplinären Vergleich zeigt sich dabei, daß die größten Fortschritte auf diesem Gebiet bislang in den Sprach- und Literaturwissenschaften erzielt worden sind: Dieser Vorsprung liegt sicher darin begründet, daß ein aufmerksamer Umgang mit Sprache und Argumentation, an denen gender-relevante Strukturen ja zu allererst festzumachen sind, immer schon zu den Hauptaufgaben des Faches gehört hat und damit eine Sensibilität vorausgesetzt werden kann, die ein Aufdecken geschlechtsbestimmter Diskurse eher ermöglicht als in den weniger textorientierten Wissenschaften.

Karin Becker



## ZU DEN AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES BANDES

BETTINA BAUMGÄRTEL, Leiterin der Graphischen Sammlung im Kunstmuseum Düsseldorf, Dissertation über *Angelika Kauffmann (1741-1807). Bedingungen weiblicher Kreativität in der Malerei des 18. Jahrhunderts* (1987); zahlreiche Publikationen und Ausstellungen zur Malerei und Graphik des 18.-20. Jahrhunderts, insbesondere: 1993 *Künstlerinnen der Aufklärung*, 1995 *Die Galerie der Starken Frauen. Die Heldin in der französischen und italienischen Kunst des 17. Jahrhunderts*, 1997 *Augen-Zeugen. Zeitgenössische Zeichnungen*; Redaktion des *Lexikons Düsseldorfer Malerschule* ab 1997.

KARIN BECKER, Stipendiatin des Landes NRW (Lise-Meitner-Habilitationsstipendium), DFG-Stipendiatin, Lehrbeauftragte an der Albert Ludwigs Universität Freiburg. Buchpublikationen: *Amors Urteilsprüche. Recht und Liebe in der französischen Literatur des Spätmittelalters*, Bonn 1991; *Les Arrêts d'Amour*. Übers., eingel. u. m. einem Glossar vers., München 1995; *L'état actuel de la recherche sur Eustache Deschamps*, Orléans 1997.

PAMELA JOSEPH BENSON ist Professorin für Anglistik am Rhode Island College (Vereinigte Staaten).

GISELA BOCK ist Professorin für Geschichte an der Universität Bielefeld. Sie hat mehrere Bücher und viele Aufsätze in verschiedenen Sprachen publiziert. Forschungsschwerpunkte: Frauengeschichte, Sozial- und politische Geschichte, Ideengeschichte, Nationalsozialismus und Rassenpolitik.

MINEKE BOSCH ist Historikerin, Dozentin und Beauftragte für Gleichstellungspolitik an der Universität Maastricht (Niederlande). Sie ist Mitherausgeberin des *Jaarboek voor Vrouwengeschiedenis* (Jahrbuch für Frauengeschichte), Herausgeberin von *Politics and Friendship. Letters from the International Woman Suffrage Alliance, 1902-1942* (Columbus, Ohio University Press 1990) und Autorin von *Het geslacht van de wetenschap. Vrouwen en hogere onderwijs in Nederland, 1878-1948* [Das Geschlecht der Wissenschaft. Frauen und höhere Bildung in den Niederlanden] Amsterdam 1992.

TOBIAS BRANDENBERGER, Hochschulassistent für Iberoromanische Philologie am Romanischen Seminar der Universität Basel. Forschungs- und Veröffentlichungsschwerpunkte: spanische und portugiesische Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit; literaturwissenschaftliche *Gender Studies*.

ADRIANA CHEMELLO ist Dozentin an der Abteilung für Italianistik der Universität Padua. Sie hat die kritische Edition von Moderata Fonte, *Il merito delle donne* (Venedig-Mirano 1988, Verlag Eidos), besorgt und, zusammen mit Antonia Arslan und Gilberto Pizzamiglio, die Quellenedition *Le stanze ritrovate. Antologia di scrittrici venete dal Quattrocento al Novecento* (Venedig-Mirano 1991). Forschungen zum 19. und 20. Jahrhundert: *La parola maieutica. Impegno civile e ricerca poetica in Danilo Dolci* 1988, *La biblioteca del buon operaio. Romanzi e precetti per il popolo nell'Italia unita* 1991, *Libri di lettura per le donne* 1995 und *Vittoria Aganoor. Lettere a Giacomo Zanella, 1876-1888* (Venedig-Mirano 1996, Verlag Eidos).

ANDREA ECHTERMANN arbeitet in München an einer philosophischen Dissertation über die Anthropologie der Frau bei Christine de Pizan. Mitherausgeberin und Autorin von M. Apich u.a. (Hg.): *Eine andere Tradition. Dissidente Positionen von Frauen in Philosophie und Theologie*, München 1993.

SUSAN GROAG BELL, Senior Scholar am Stanford Institute for Research on Women and Gender; Publikationen u. a.: *Women: From the Greeks to the French Revolution: An Historical Anthology*, Stanford 1980; *Women, the Family and Freedom: The Debate in Documents, 1750-1950*, 2 Bde., hg. mit Karen Offen, Stanford 1983; *Revealing Lives: Autobiography, Biography and Gender*, hg. mit Marilyn Yalom, New York 1990. Zur Zeit arbeitet sie über Wandteppiche mit Motiven aus Christine de Pizans *Cité des Dames*.

MOIRA FERGUSON ist Professorin für Englische Sprache und Literatur an der Universität von Nebraska-Lincoln. Sie ist Herausgeberin von: *First Feminists: British Women Writers 1578-1799* (1985) und Autorin von: *Subject of Others: British Women Writers and Colonial Slavery, 1670-1834* (1992).

BEATRICE GOTTLIEB ist Historikerin und Privatgelehrte in New York. U. a. hat sie *The Family in the Western World from the Black Death to the Industrial Age* (Oxford University Press 1993) publiziert und arbeitet derzeit an einem Buch über Dienstboten in der Frühen Neuzeit.

SARA F. MATTHEWS GRIECO ist Professorin für Geschichte und Koordinatorin der Frauenstudien an der Syracuse University in Florenz. Sie wurde 1982 an der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales (Paris) promoviert. Sie hat Aufsätze über die Darstellung von Frauen und die Konstruktion von Geschlecht in Frankreich und Italien in der Frühen Neuzeit publiziert, außerdem das Buch *Angé ou diablesse. La représentation de la femme au XVIIe siècle* (Paris 1991). Demnächst wird ihr Buch *History of Sexuality in Europe, 1400-1800* erscheinen.

REBEKKA HABERMAS ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Fakultät für Geschichtswissenschaft und Philosophie der Universität Bielefeld. Publikationen: *Wallfahrt und Aufruhr. Zur Geschichte der Wallfahrt in der Frühen Neuzeit*. (1991); *Das Schwein des Häuptlings. Sechs Aufsätze zur Historischen Anthropologie*. Hg. zusammen mit Nils Minkmar (1992).

FRIEDRIKE HASSAUER ist Professorin für Romanische Philologie an der Universität Wien. Schwerpunkte in Lehre und Forschung: *Gender Studies*, Medientheorie und Mediengeschichte; französische und spanische Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Veröffentlichungen u. a.: *Arthur Schopenhauer – über die Weiber* (1986); *Textverluste – Eine Streitschrift* (1992); *Santiago – Schrift. Körper. Raum. Reise. Eine medienhistorische Rekonstruktion* (1993); *Homo. Academica. Geschlechterkontrakte, Institution und die Verteilung des Wissens* (1994).

GABRIELE JANCKE arbeitet an einer Dissertation über autobiographische Schriften des 15. und 16. Jhs., Lehrbeauftragte am Friedrich-Meinecke-Institut der FU Berlin; Veröffentlichungen über autobiographische Schriften u.a. von Clara Staiger, Katharina Zell, Jopsel von Rosheim, Jacob Andrä, Glückel von Hameln.

LUCIA KOCH, Historikerin und Doktorandin am Friedrich-Meinecke-Institut der FU Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Frauen- und Geschlechtergeschichte der Frühen Neuzeit, Klöster, Stifte und Reformation, Konfessionalisierung.

RENATE KROLL ist Professorin für Romanische Philologie an der Universität-Gesamthochschule Siegen. Seit 1990 redaktionelle Leitung von *Virginia. Zeitschrift für Frauenbuchkritik*. Buchpublikationen u. a. zu den Lais der Marie de France (Tübingen 1984), zur feministischen Literaturwissenschaft in der Romanistik (gemeinsam mit M. Zimmermann; Stuttgart, Weimar 1995) und zu Madeleine de Scudéry und der *femme poète* des 17. Jhs. (Tübingen 1996).

ESTHER LAUER, Romanistin, seit 1995 Promotionsstudium im Fach Komparatistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Forschungsinteressen: Geschlechterdifferenz, Frühe Neuzeit, italienisch-jiddische Literaturbeziehungen in der Renaissance.

GERDA LERNER ist emeritierte Professorin für Geschichte an der Universität von Madison, Wisconsin (Vereinigte Staaten).

KAREN OFFEN ist Historikerin und Mitglied des Center for Research on Women and Gender, Stanford University (Vereinigte Staaten).

JULIA PIEPER, Romanistin, arbeitet an einer Dissertation über französische Autorinnen des 16. und 17. Jahrhunderts. Schwerpunkte: weibliche Salonkultur, literaturgeschichtliche Geschlechterforschung.

JANE RENDALL ist Professorin für Geschichte an der Universität von York (Großbritannien).

WOLFRAM SCHNEIDER-LASTIN, Mediävist mit Schwerpunkt Deutsche Literatur, zur Zeit Stipendiat des Schweizerischen Nationalfonds am Deutschen Seminar der Universität Basel. Forschungsschwerpunkte: spätmittelalterliche geistliche Literatur von und für Frauen, Homosexualität im Mittelalter, maschinelle Verarbeitung und Edition altdeutscher Texte.

MARGARETE ZIMMERMANN ist Professorin für Romanistik an der FU Berlin. Forschungs- und Publikations-Schwerpunkte: Literatur des Spätmittelalters (Christine de Pizan, Boccaccio, Exemplosammlungen und Hausbücher); Frankreich während der Okkupationszeit; literaturwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung.

